



Sebenunddreissigster Jahrgang.

23. Heft.

Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien.

Am Belt.

Roman

von

Gregor Samarow.

Neunundzwanzigstes Kapitel.

Schon nach den ersten Kämpfen hatten die Damen in Kopenhagen mit Eifer sich der Fürsorge für die Verwundeten gewidmet, zunächst freilich nur in den dänischen Lazareten, aber als es bekannt wurde, mit wie außerordentlicher Sorgfalt die dänischen Verwundeten auf preussischer Seite behandelt wurden, da waren auch die dänischen Pflegerinnen dorthin gekommen, um sich an dem Werke der Barmherzigkeit zu beteiligen und um ihren verwundeten Landsleuten auch durch die Sprache behilflich zu sein, da sich dieselben mit den deutschen Ärzten und Pflegerinnen nicht verständigen konnten.

So war denn auch die Gräfin Stören mit Mathilde nach Gravenstein gekommen und die Damen hatten dort unmittelbar vor den entscheidenden Kämpfen bereitwillig Aufnahme als Pflegerinnen in dem Lazaret gefunden; sie hatten eine kleine Wohnung in der Stadt genommen, um sich zuweilen von den schweren Anstrengungen im Dienst der Barmherzigkeit zu erholen und ihre Kräfte wieder stärken zu können. Aber nach den Sturmtagen war davon kaum noch die Rede, so sehr wurden alle vorhandenen Kräfte zur Pflege der Verwundeten in Anspruch genommen, für welche immer noch neue Räume hergerichtet werden mußten.

Die Gräfin hatte, als sie, auf Mathildens Botschaft herbeieilend, den so schwer verwundeten Sohn fand, Arel zunächst nach ihrer Wohnung bringen lassen wollen, da es unmöglich war, in dem Lazaret ein eigenes Zimmer für ihn zu erhalten, aber die Sorge für den Kranken selbst hatte die Gräfin bestimmt, diesen Gedanken aufzugeben, der nochmalige Transport hätte für ihn lebensgefährlich sein müssen und die überlasteten Ärzte hätten keine Zeit, um noch Besuche in der Stadt zu machen. So war denn Arel mit noch zwei Verwundeten in ein freundliches Zimmer des alten Amtshauses gelegt worden, wo die Gräfin und Mathilde ihm vorzugsweise ihre Sorge widmeten. Die Ärzte hatten wenig Hoffnung für sein Leben. Die Wunde war nicht unbedingt tödlich, aber die Heilung war unsicher und jedenfalls so langwierig, daß es zweifelhaft schien, ob die Kräfte ausreichen würden, die Natur zu unterstützen.

Die Gräfin war schwer erschüttert.

Amst. Welt. 1889. 23.

Hatte sie sich auch mit der Möglichkeit einer Verwundung ihres Sohnes vertraut gemacht, so hatte doch im Grunde ihres Herzens immer noch die Hoffnung den Platz behauptet und die Wirklichkeit traf sie darum nicht minder hart. Ihre erregbare sanguinische Natur, welche unter Umständen alles leicht aufsaugte und überwand, war auf der andern Seite auch ebenso geneigt, schwarz zu sehen, und die lange Krankheit, welche sie unter stets andauernder Lebensgefahr für ihren Sohn voraus sah, war gerade für ihr Temperament eine doppelte Qual, so daß zu ihrem eigenen Entsetzen die unmutige Frage an den Himmel in ihr aufstieg, ob es nicht besser gewesen wäre, wenn durch den verhängnisvollen Stoß gegen Arels Brust all dieser Qual auf einmal ein Ende gemacht worden wäre, denn sie vermochte es kaum, sich zu der Hoffnung emporzuheben, daß Arel wirklich wieder genesen werde. Dessenungeachtet that sie

tapfer und unerschrocken ihre Pflicht; sie teilte sich mit Mathilde in die Pflege Arels; eine von ihnen beiden war stets an seinem Bett, während die andere dann den übrigen Verwundeten ihre Sorge zuwendete.

Nicht minder schmerzlich bewegt war Mathilde; sie liebte ihren Bruder zärtlich, und nach all dem bitteren Kummer, welchen sie in der letzten Zeit in sich durchgekämpft und vor allen Blicken verborgen hatte, war er fast das einzige Band, das sie mit dem Leben verknüpfte. Aber trotz der angstvollen Bekümmernis um das Leben des Bruders litt sie fast ebenso sehr unter dem Eindruck ihrer Begegnung mit Friedrich. Als sie so plötzlich ihm gegenüber stand, den sie nicht wiederzusehen geglaubt hatte, war in einer ihr selbst unerklärlichen Gefühlswallung alle Bitterkeit des so tief gekränkten Stolzes verschwunden, das alte Gefühl, das von ihrer Kindheit her mit ihr erwachsen war, hatte sie mit überwältigender Macht zu ihm hingezogen. Die preussische Soldatenuniform, die er trug, erinnerte sie daran, daß er von seinem Vater verstoßen war, und die mutige Treue, mit welcher er für seine Ueberzeugung einstand, konnte ihm in ihren Augen nicht zum Vorwurf gereichen. Inniges Mitleid und achtungsvolle Bewunderung mischten sich in ihrem Herzen mit den alten warmen Erinnerungen. Und so war sie ihm entgegengetreten; sie hatte so sehr die Vergangenheit in jenem Augenblick vergessen, daß sich fast eine Hoffnung in ihrem Herzen regte, ob alles wohl dennoch zu freundlicher Lösung sich fügen könnte. Da aber war er wie vor einem Schreckbild zurückgewichen, er hatte ihre Hand nicht angenommen und wäre es auch nur zur Versöhnung mit der Jugendgespielin gewesen, er hatte kein anderes Wort für sie gehabt, als die Mitteilung von Arels Unglück, und dann war er geflohen mit dem dumpfen Ruf, sie möge ihm nicht fluchen. Zu dem tiefen Schmerz, den sie über diese Begegnung empfand, trat von neuem der tief verletzte Stolz. Mußte er nicht geglaubt haben, daß sie trotz des demütigenden Vorganges in Glücksburg noch an die Möglichkeit dachte, die Pläne seines Vaters dennoch auszuführen, daß sie ihm in solcher Hoffnung, in solchem Wunsche entgegengetreten sei, vielleicht in dem Gedanken, daß die Not ihn gefügiger gemacht haben möchte. Und warum war er so schnell, so entsetzt entflohen? Das Blut schoß ihr glühend zu den Schläfen bei solchen Gedanken und heiße Thränen stürzten aus ihren Augen. Und wieder mußte sie all dies Leid allein tragen! Sie hatte ihrer Mutter nichts von der Begegnung mit Friedrich gesagt; es war ihr unmöglich, das Wort über ihre Lippen zu bringen, und was hätte es auch nützen sollen?

Es gibt schmerzliche Kränkungen und Demütigungen, die man nur allein tragen kann, die so schwer sind, daß man sie auch vor dem Nächsten im Leben nicht auszusprechen vermag, und



Ein kleiner Roman auf der Treppe. II. Gemälde von V. Corcos. (E. 544.)

die dennoch im einsamen Gräbeln immer tiefer und tiefer die Seele vergiften.

Die Gräfin hatte sogleich dem Baron geschrieben, damit dieser Agnes schonend die traurige Nachricht mitteilen möge.

Agnes, welche sich in banger Unruhe verzehrte, seit der Krieg ausgebrochen war, hatte bei der erschütternden Kunde eine wunderbare Ruhe wiedergefunden; sie hatte bestimmt erklärt, daß sie selbst nach Gravenstein gehen wolle. An Arel's Krankenlager sei ihr Platz, niemand, auch der Mutter und der Schwester nicht, dürfe sie den selben abtreten.

Der Baron fand dies natürlich und richtig und wenige Stunden darauf fuhr er mit seiner Tochter nach Gravenstein.

Das Wiedersehen war schmerzlich.

Wie hatte in so kurzer Zeit der Himmel, welcher einst so hoffnungsvoll über Hagenberg leuchtete, sich mit schwarzen Wolken überzogen, welche kaum den Schimmer eines Lichtstrahls durchscheinen ließen. Ein unheilbarer Bruch trennte den Baron von seinem einzigen Sohn. Die Hoffnung, welche er in seinem unbeugsamen, stolzen Sinn auf Arel hatte, um den Besitz seines Hauses dennoch für seinen Namen zu erhalten, hing mit dem Lebensglück seiner Tochter zugleich an dem so unendlich schwachen Faden, welcher den Verwundeten noch an das irdische Dasein knüpfte.

Mathilde, welche vor einem Jahr noch in frischer, fester Lebenslust einer glänzenden Zukunft entgegengeblickt hatte, war schwer niedergebeugt und fand in ihrem sonst so elastischen Geist keinen Ersatz für die verlorene Hoffnung.

Agnes sprach kein Wort bei der traurigen Begrüßung; sie nahm schweigend ihren Platz an Arel's Lager ein und fragte nur nach den Vorschriften des Arztes, die sie zu erfüllen habe.

Sie legte leicht wie ein Hauch ihre Hand auf die Stirn des Verwundeten und fast schien es, als ob dieser ihre Berührung wohlthätig empfinde, denn er schlug die beinahe stets geschlossenen Augen auf und sein Blick schien von einem süßlichen Strahl des Verständnisses belebt.

Der Baron nahm ebenfalls eine kleine Wohnung in Gravenstein; er wollte den Damen in dem unruhigen Kriegstreiben, das die Stadt erfüllte, schützend zur Seite stehen. Auch hatte er, einsam in Hagenberg, keine Ruhe gefunden, denn hier entschied sich ja die Zukunft seines eigenen Lebens, seines Hauses und seines Namens. Wenn Arel dem Tode verfallen sollte, so stand auch er fast hoffnungslos da; umsonst wäre dann sein Leben, umsonst vor allem das Opfer seiner Jugendliebe, das er einst in trophigem Stolz seinem Namen gebracht und dessen Schwere er jetzt erst so recht hatte begreifen und empfinden lernen. Er spendete reiche Summen für die Krankenpflege und förderte thätig, so viel er es vermochte, die Werke der Barmherzigkeit, welche überallhin so aufopfernd geübt wurden.

Seit einiger Zeit faltete er an jedem Morgen und an jedem Abend die Hände zum Gebet. Er hatte stets alle äußeren Formen der Kirche beobachtet, innerlich aber hatte er dem Christentum recht fern und fremd gestanden; er hatte kaum über die himmlischen Mächte nachgedacht, die rücksichtslose Erfüllung der Pflichten eines loyalen Edelmanns, wie er sie aufsahte, war seine Religion gewesen. Wie immer, wenn des Unglücks erbarmungslose Hand die irdischen Götzen zertrümmert, welche der Mensch in hochmütiger Selbstsucht sich aufrichtet, so fand auch jetzt der Baron den Weg zu dem alleinigen Gott, der die Welt regiert und in furchtbarer Majestät sich vor ihm erhoben hatte. Er rief dessen Barmherzigkeit an, da seine eigene stolze Kraft so schweren Schiffbruch gelitten, aber immer noch wollte er dem Götzen, dem er so lange gedient, nicht entsagen; er rief Gott, dessen Macht er erkannt hatte, um Arel's Leben an, damit sein Haus und sein Name in seinem Sinn rein erhalten werden möge. Wohl gedachte er, wenn er so sich zum Himmel wendete, des Verlorenen, wohl rief er auch für ihn des Himmels Barmherzigkeit an, aber verloren blieb Friedrich dennoch für ihn, kein versöhnender Gedanke fand in ihm Platz, das Herz des Vaters war ohnmächtig gegen den Stolz des Edelmanns.

Mathilde hatte auch dem Baron und Agnes nichts von ihrer Begegnung mit Friedrich gesagt; es war ihr unmöglich, den Namen desjenigen auszusprechen, der ihr Herz verschmährt und ihren Stolz so schwer gekränkt hatte.

So flossen die Tage trübe und traurig dahin.

Die Damen waren vollauf mit der Krankenpflege beschäftigt. Agnes wich nicht von Arel's Krankenbett und gehorchte nur mit Widerstreben dem Befehl des Arztes, wenn dieser ihr gebieterisch einige Stunden der Ruhe zur Pflicht machte im Interesse des Kranken selbst, der einer ganz außerordentlichen Wachsamkeit und Aufmerksamkeit bedurfte, um auch die leiseste Veränderung in seinem Zustande wahrzunehmen und beobachten zu können.

Wunderbar ertrug Agnes die schweren Anstrengungen; es schien, als ob das sonst so zarte und durch die Leiden der letzten Zeit erschöpfte Mädchen eine neue, eiserne und unbeugsame Kraft gewonnen habe, als ob die schmerzliche Thatsache, der sie jetzt gegenüberstand, ihr fast eine Wohlthat geworden sei nach der bange aufreibenden Gewissheit, die sie so lange gequält hatte.

Es war ein schöner Frühlingsabend, lange schon war die Sonne herabgesunken, aber noch war die Dämmerung draußen nicht ganz zur Nacht geworden. Ein Fensterflügel des Krankenzimmers stand offen, eine kleine Lampe mit einem grünen Schirm verbreitete nur ein gedämpftes Licht, so daß man draußen die am Himmel aufschimmernden Sterne erkennen konnte.

Agnes saß wie immer neben Arel's Lager, die Augen auf das bleiche Gesicht des Verwundeten geheftet, um ja kein Zucken der Augenlider, keine Bewegung der Lippen zu übersehen, welche sich unter heißen Atemzügen leise öffneten und von Zeit zu Zeit mit einer kühlenden Flüssigkeit erfrischt werden mußten. Hin und wieder nur warf sie einen verstohlenen Blick, der ihr fast wie ein an dem Kranken begangenes Unrecht erschien, durch das Fenster nach dem tiefblauen Nachthimmel hin. Oft hatte sie die goldenen Sterne, welche dort oben so friedlich und freundlich über die blutig streitenden Menschen auf Erden hingen, mit ihm gemeinschaftlich voll glücklicher Hoffnung betrachtet, wenn sie Arm in Arm auf der Terrasse von Hagenberg wandelten. Oft hatte sie in der Sternenschrift glückliche, hoffnungsvolle Botschaft zu lesen gemeint. War es denn möglich, daß das nun alles vorbei sein sollte, daß dieselben Sterne ebenso hell, ebenso glänzend auf ihr zerbrochenes Leben herabschauen sollten; mußte nicht das liebliche Licht, das ihr so viel Glück verheißend hatte, schützend und heilend auf den Kranken herableuchten!

Leise flüsterte sie ein Gebet zu den Sternen hinauf und fast schienen die himmlischen Lichtbilder sie zu hören, denn holde Erinnerungen an süße, traute Stunden stiegen in ihr auf. Das Krankenzimmer öffnete sich vor ihr, sie sah die Stätte ihrer Kindheit, ihrer erwachenden und wachsenden Liebe. Das freundliche Licht der Sterne spiegelte sich bald in dem feuchten Schimmer ihrer Augen; es war die erste Thräne, die sie seit lange weinte und die sie wie eine himmlische Wohlthat empfand; denn wo die Thräne aus des Schmerzes hartem Felsen hervorquillt, erscheint doch bald, und wäre er noch so schwach und zart, der Trieb der neuen Hoffnung.

Lange sah sie so da. Die zauberischen Bilder, welche vor ihr aufstiegen, hatte sie des Kranken vergessen lassen, sie sah ihn ja vor sich in voller Jugendkraft und Schönheit, sie hörte ja seine Stimme und fühlte ja seinen warmen Händedruck.

Tiefe Stille herrschte ringsum.

Die Gräfin hatte sich zur Ruhe zurückgezogen.

Mathilde ging ab und zu in dem Zimmer, den Verwundeten Arzeneien reichend oder ihren Schlaf beobachtend.

Von draußen her tönten zuweilen Trommelwirbel oder kriegerische Fanfaren, denn Truppen auf Truppen zogen durch die Stadt und weit ringsum dehnten sich die Divouacs aus; zuweilen zog auch eine Abtheilung unter dem Fenster vorbei in gleichmäßigem Schritt oder man hörte den Hufschlag eines Pferdes auf dem Pflaster, denn immer sprengten die Adjutanten und Ordonnanzen nach allen Richtungen hin und her.

Da plötzlich fuhr Agnes aus ihren Träumen auf; sie hatte einen eigentümlichen Laut, fast wie einen Hilferuf, vernommen, und als sie schnell ihren zum Himmel aufgerichteten Blick dem Krankenlager zugewendet, sah sie Arel aufgerichtet dastehen. Er streckte ihr seine Arme entgegen, seine Augen waren groß und starrten sie ängstlich an, seine Lippen waren weit geöffnet und schienen nach Atem zu suchen.

Ein namenloses Entsetzen erfaßte sie bei diesem Anblick; fast glaubte sie, ein Gespenst vor sich zu sehen, und schon machte sie eine Bewegung, um aufzustehen und zu fliehen, aber im nächsten Augenblick gewann sie mit mächtiger Willenskraft ihre Fassung wieder. Sie erinnerte sich, daß der Arzt eine Krisis, ein plötzliches Erwachen aus dem lethargischen Zustand des Kranken vorhergesagt und für diesen Fall eine Arznei verordnet und bereit gestellt hatte, welche dem Kranken dann unverzüglich eingegeben werden sollte.

Immer starrer wurden Arel's Blicke, immer mühsamer seine röchelnden Atemzüge.

Agnes überwand ihren Schrecken; sie sprang auf, nahm schnell das Fläschchen mit der roten Flüssigkeit vom Nachttisch und stößte dem Verwundeten, indem sie den Arm um seine Schulter legte, die Arznei ein.

Schnell zeigte sich die wohlthätige Wirkung; er warf etwas Blut aus, seine Augen verloren ihre Starrheit und sankt sank er mit einem tiefen, ruhigen Atemzug in die Kissen zurück.

Einen Augenblick schloß er die Augen, dann, sie wieder öffnend, sah er Agnes lange an und immer heller leuchtete das Licht des Verständnisses in seinen Blicken auf.

„Ja, ja,“ sagte er mit matter, klarer Stimme, „ja, ja, das ist das Bild meiner Agnes, wie es vor mir stand im letzten Augenblick, als das Dunkel um mich und mein Herz stille stand. Ja, sie gedenkt meiner und ihre Gedanken gestalten sich zu ihrem Bilde, das mich beglückt. Ist dies das Erwachen zur Ewigkeit? Ist sie mir gefolgt in das Reich des Friedens, wo es keinen Haß mehr gibt, oder wo bin ich?“ fragte er umherschauend. „Wäre es möglich, daß ich noch einmal erwachen sollte zum Leben und daß ihre holde Lichtgestalt mir des Lebens ersten Gruß entgegenbringt!“

Voll Entzücken hatte Agnes seinen Worten gelauscht.

„Ich bin es selbst,“ sagte sie mit glücklichem Lächeln, indem sie die Hand des Verwundeten ergriff, „ich bin es selbst, mein Arel, ich fühle das warme Leben in meiner Hand. Du kennst mich wieder? Du sprichst wieder? Jetzt wirst Du genesen! O, ich danke euch, ihr goldenen Sterne, ihr Boten der ewigen Liebe!“

Die zitternden Finger des Kranken spannten sich fester um die Hand des jungen Mädchens.

„Du bist bei mir, mein Arel,“ rief Agnes, „und wo bin ich? Was ist mit mir geschehen? Bin ich denn nicht gestorben? Bin ich —“

Seine Blicke verfinsterten sich. Er schien in seinen Erinnerungen zu suchen.

„Du bist bei mir, mein Arel,“ rief Agnes, „und der Gott der ewigen Liebe, an dem ich verzweifeln wollte, wacht über uns.“

„Nein,“ rief Arel, ihre Hand zurückstoßend, indem seine fieberhaft aufflammenden Blicke sich von neuem verwirrten, „nein, sie ist es nicht, nein, es ist nicht das Leben, das mir wieder lächelt; für mich gibt es kein Glück auf Erden. Komm mit mir, Agnes, komm mit mir, wenn Du es bist, in das Reich des Todes; hier auf Erden ist es vorbei. Dein Bruder,“ rief er mit bitterem Lachen, „der meiner Schwester das Herz brach, er hat auch meine Brust durchbohrt, und er hat gut getroffen. Komm mit mir dorthin, wo es keine Brüder mehr gibt, wo nur die Liebe die Herzen verbindet; dort noch können wir glücklich sein!“

Agnes war aufgestanden. Ihr Gesicht war totenbleich; sie beugte sich über Arel hin und fragte leise mit bebender Stimme:

„Mein Bruder? Was sagst Du? Es ist nicht möglich! Nein, nein, das kann nicht sein!“

„Ja, ja,“ sagte Arel, dessen Augen sich wieder geschlossen hatten und dessen Brust sich in heftigem Kampf wieder hob und senkte, „ja, ja, so war es; ich sehe alles genau vor mir. Sie hatten die Brustwehren zerstört und die Schanzen erstiegen. Noch war es möglich, die Angreifer zu zerschmettern, noch waren die Kanonen unser, da drangen die Feinde heran. Mein Gefährte wurde umzingelt; schon hob ein Feind seine Waffe gegen ihn. Ich eilte heran, ihn zu befreien, da zuckte die Bajonettspitze gegen mich, ich sah ihn, der die Waffe führte, es war Friedrich — Friedrich, der Gespieler meiner Kindheit, der mein Bruder werden sollte. Er trug die Uniform des Feindes — er erhob seine Waffe gegen mich — ich wollte rufen, ich wollte mich abwenden, einen andern Gegner zu suchen, aber schon war es zu spät. Ich fühlte, wie das kalte Eisen meine Brust durchdrang, dann wurde es Nacht vor meinen Augen, Nacht bis jetzt, da ich erwachte, um Dich zu sehen, Agnes. Aber hüte Dich, hüte Dich; sieh, dort steht er neben Dir, wieder erhebt er seine Waffe — o, mein Gott, wieder bringt der kalte Stahl in meine Brust — es ist vorbei — vorbei —“

Er hatte immer heftiger und schneller gesprochen, endlich verlor sich seine Stimme in ein leises Nöcheln, ein Blutstrom quoll aus seinem Mund und in krampfhafter Bewegung schlug er seine Hände über seiner verwundeten Brust zusammen.

Agnes hatte dies nicht mehr gesehen. Bei seinen letzten Worten war sie mit einem gellenden Schrei zusammengebrochen und neben dem Bett niedergesunken.

Die Verwundeten fuhren aus dem Schlaf auf.

Mathilde eilte herbei.

Sie fand ihren Bruder von Blut überströmt und Agnes leblos neben dem Krankenlager.

Die wachhabenden Ärzte wurden herbeigeholt.

Man sendete einen Boten zum Baron, und Agnes wurde, immer noch bewußtlos, nach dessen Wohnung gebracht, während man den Verwundeten untersuchte.

Dreißigstes Kapitel.

Die Krisis, welche die Ärzte für Arel vorhergesagt hatten und welche über sein Leben entscheiden sollte, war eingetreten; eine lange Stunde verfloß für die Gräfin und Mathilde, aber endlich erhielten sie die tröstliche Erklärung, daß die Krisis glücklich verlaufen sei.

In gewaltiger Erschütterung hatte sich das geronnene Blut, welches man wegen der unmittelbaren Nähe der edlen Organe nicht hatte mechanisch entfernen können, gelöst, die Wunde war frei geworden, ohne daß ein edler Teil verletzt war, und es konnte nun die bestimmte Hoffnung gegeben werden, daß die weitere Heilung glücklich, wenn auch äußerst langsam verlaufen werde.

Arel lag in einem Zustande unendlicher Schwäche da und sollte durch konzentrierte Nährmittel in ganz kleinen Dosen wieder gestärkt werden.

Nachdem er sich von seiner Betäubung erholt hatte, zeigte er vollständig klares Bewußtsein; er kannte seine Mutter und Mathilde; er konnte mit wenig abgebrochenen Worten seine Verwundung erzählen, wobei er mit einem finstern, traurigen Ausdruck die Augen schloß. Er nannte Friedrich nicht, er wollte nicht den Schmerz und die Bitterkeit vermehren, welche sich ohnehin schon an diesen Namen knüpften, nur von der Scene, welche durch so schwere Nervenerschütterungen die entscheidende Krisis herbeigeführt hatte, wußte er durchaus nichts oder er hielt dieselbe für ein Erzeugnis seiner kranken Phantasie.

„Grüße Agnes von mir,“ sagte er, Mathildens Hand drückend, „sie soll Gott bitten, daß er mich am Leben läßt — für sie nicht nur, sondern für uns alle — es wäre zu grausam, wenn ich so sterben sollte — aber sie solle nicht herkommen, hörst Du wohl — sie solle nicht herkommen — sie würde es nicht ertragen, mich leiden zu sehen, und ich würde bei ihrem Kummer die Ruhe verlieren, deren ich bedarf, um meine Kräfte zu sammeln. Ich habe sie gesehen,“ fuhr er, mit träumenden Blicken in das Leere starrend, fort, „ich habe sie gesehen in meinen Fieberträumen, sie beugte sich über mich und ihre angstvollen und sorgenden Blicke haben mir so viel Pein gemacht — sie solle nicht kommen, ich will sie nicht wiedersehen, bis ich in voller Kraft, in voller Freude des wiedergewonnenen Lebens sie in meine Arme schließen kann!“

Mathilde wollte antworten, wollte ihm sagen, daß es Wirklichkeit gewesen sei, was er für einen Fiebertraum hielt, aber der Arzt, der zu Häupten des Kranken stand, winkte abwehrend und verbot dann, als Arzel in einen leichten Schlummer versunken war, ihm wieder von Agnes zu sprechen; er sollte dabei gelassen werden, daß sie ihm nur im Fiebertraum erschienen sei, denn auch eine freudige Aufregung konnte ihm verhängnisvoll werden.

Der Baron hatte inzwischen mit manchen Schwierigkeiten in seiner beschränkten Wohnung ein Krankenzimmer für Agnes herrichten lassen und auch nur mit Mühe fand er einen der in den Lazareten bis zur Erschöpfung beschäftigten Ärzte, um seine Tochter zu behandeln.

Es war ein alter Militärarzt, der sich endlich losmachte, um Agnes zu besuchen, zu welcher die Gräfin Stören geeilt war, während Mathilde bei Arzel zurückblieb. Agnes lag noch lange in lethargischer Bewußtlosigkeit. Endlich gelang es den lebenden Mitteln des Arztes, sie zum Erwachen zu bringen, aber dies Erwachen war fast noch trauriger als die vorherige Betäubung; sie blickte mit unendlich rührender Traurigkeit umher.

„Da seid ihr bei mir,“ sagte sie, ihrem Vater und der Gräfin die Hände reichend, „ich sehe euch noch einmal, und doch wäre es wohl besser gewesen, wenn ich gleich mit ihm hätte hinübergehen können, mir wäre viel bitteres Leid erspart worden in der langsamen Qual, die mir nun bevorsteht, aber,“ fügte sie mit stiller Ergebung hinzu, „ich muß ja meine Zeit auskosten, zu lange wird es wohl nicht mehr dauern.“ Und ganz leise flüsterte sie, an den Fingern zählend, vor sich hin: „April, Mai, Juni, Juli, August, September — dann muß es ja aus sein, im September muß ich mit ihm vereint werden.“

„Du wirst Dich schnell wieder erholen, mein Kind,“ sagte die Gräfin, „Du wirst glücklich sein; Arzel ist geteilt; der Anfall, der ihn betroffen, war eine heilsame Krisis, alles wird glücklich vorübergehen.“

Agnes schüttelte mit wehmütigem Lächeln den Kopf. „O, ich werde stark sein,“ sagte sie, „Gott wird mir die Kraft geben, zu tragen, was mir zu tragen bestimmt ist; ich habe ja nicht lange zu warten, bis ich wieder mit ihm vereint sein werde dort oben, wo kein Streit und kein Haß mehr ist.“

„Aber Du hörst es,“ rief der Baron fast unwillig, „Arzel lebt, er hat die Krisis überstanden.“

Wieder schüttelte Agnes den Kopf.

„Ihr meint es gut mit mir, ich danke euch,“ sagte sie, „aber, glaubt mir, ich bin stark, ich bedarf keiner Täuschung.“

„Aber er lebt,“ rief der Baron jetzt heftig, „er lebt, so höre doch, es ist die Wahrheit, die ich Dir sage, der Doktor wird es Dir bestätigen!“

Agnes schloß die Augen; ein leichter Schauer zitterte durch ihren Körper. Dann sprach sie mit sichtlichster Anstrengung:

„Ich will Dir glauben, mein Vater; aber wenn er noch lebt, so ist es nicht auf lange; unser Schicksal ist unwiderruflich bestimmt, und Gott wolle seine Qual nicht verlängern. Wenn er atmet, so möchte ich zu ihm gehen, es ist wohl meine Pflicht, bei ihm zu sein, aber,“ sagte sie mit einer vergeblichen Anstrengung, sich aufzurichten, „ich kann es nicht, und vielleicht ist es besser so. O,“ rief sie schauernd, „was habe ich gelitten bei dem Anblick seines bleichen Gesichts, in welchem all seine Schmerzen geschrieben standen; bald werde ich ihn wiedersehen, befreit vom irdischen Staube und von den irdischen Leiden!“

Wieder zählte sie, leise die Lippen bewegend, an den Fingern.

Der Baron wollte ihre Hand ergreifen, aber der Arzt hielt ihn zurück.

„Lassen Sie Ihre Tochter,“ sagte er, „widersprechen Sie ihr nicht, sie befindet sich in einer gefährlichen Ueberreizung ihrer Nerven, die leicht zu fixen Ideen führen kann, gegen welche wir dann vergebens ankämpfen würden. Sie bedarf der unbedingtesten Ruhe — lassen Sie das Licht nur gedämpft in das Zimmer dringen — schützen Sie sie so viel als möglich vor unruhigem Geräusch — sprechen Sie nur das Notwendigste zu ihr und vor allem widersprechen Sie ihr nicht, was sie auch sagen möge, die äußerste Schwäche klammert sich oft an einen Gedanken, der durch Widerspruch sich immer fester setzt und dann gar zu leicht den Uebergang zur Geistesstörung bildet, von welcher der Rückweg so schwer zu finden ist. Wir wollen das Beste hoffen, doch Ruhe und immer wieder

Ruhe ist die erste Bedingung; wenn die Kräfte wiederkehren, werden auch die fixen Ideen verschwinden.“

Er verschrieb eine Arznei und kehrte dann nach dem Lazaret zurück.

Die Gräfin saß stumm und traurig neben dem Bett, in welchem Agnes bleich und unbeweglich ausgestreckt lag; kaum hob sich ihre Brust von den leisen Atemzügen; sie glich einem Marmorbilde schmerzvoller, hoffnungsloser Ergebung.

Die Morgenröte leuchtete am Himmel auf und die ersten Strahlen des Tageslichts glitten über das bleiche Gesicht des jungen Mädchens hin.

Die Gräfin ließ die Kousenau herab, um nach des Arztes Verordnung die Kranke vor hellem Licht zu schützen, und da der leichte Stoff die Sonnenstrahlen nicht genug abhielt, so zog sie von innen noch die Vorhänge zusammen und steckte sie mit Nadeln aneinander, so daß in der That eine völlige Dämmerung in dem Zimmer herrschte.

Der Baron ging mit großen Schritten in dem kleinen Zimmer auf und nieder; seine Brust arbeitete heftig; halbblaue, unzusammenhängende Worte klangen von seinen Lippen, während er hin und wieder drohend und beschwörend die Hand erhob.

Die Gräfin folgte mit Blicken voll mitleidiger Teilnahme den Bewegungen des so schwer erschütterten Mannes, dessen sonst so trotzig Kraft vollständig gebrochen schien und der sich kaum die Mühe gab, seine innere Erregung zu beherrschen, wie ja so oft die höchste Freude und der höchste Schmerz auch diejenigen, welche sonst Meister der Selbstbeherrschung sind, gleichgültig werden läßt gegen den äußeren Ausdruck ihrer Empfindungen.

Plötzlich blieb der Baron vor der Gräfin stehen, sein Gesicht zuckte in wilder Bewegung; er sagte ihre Hände, zog sie von ihrem Sitz empor und führte sie an das Fenster, wo ein matter, zitternder Lichtstrahl durch die dicke Verhüllung brach.

„Eine dämonische Macht,“ sagte er mit leuchtender Brust, „richtet sich gegen mich auf; ich habe mein ganzes Leben der Pflicht gegen meinen Namen und mein Haus geopfert, ich habe nichts für mich verlangt, als hoch, unnahbar hoch dazustehen unter den ersten meines Namens, ich habe vielleicht meine Kinder nicht mit jener weichen Liebe geliebt wie andere, aber ich habe mein ganzes Leben über gearbeitet, um meinen Nachkommen meinen Namen in noch hellerem Glanz zu vererben, als ich ihn von meinen Vorfahren überkommen, um noch gewaltiger und mächtiger das Fundament des sicheren Besizes meinem Hause für die Zukunft zu begründen — und nun ist die ganze Arbeit meines Lebens umsonst gewesen. Auf Arzel hatte ich gehofft, um mir den Sohn zu ersetzen, sein Leben hängt an einem Faden, den der tückische Dämon, der mit mir sein höllisches Spiel treibt, auch zerreißen wird,“ rief er hochschreiend, „und Agnes schwant zwischen Tod und Wahnsinn, mein Haus sinkt in Trümmer, mein Name droht zu verschwinden und der seit Jahrhunderten gesammelte und vermehrte Besitz wird fremden Händen zu fallen. So will es der Dämon,“ rief er, die geballte Faust erhebend und den drohenden Blick aufwärts richtend, „aber noch unterwerfe ich mich nicht der feindlichen Macht, ich will kämpfen bis zum letzten Atemzug. Reichen Sie mir Ihre Hand,“ fuhr er fort, zu der Gräfin hinstehend, „Sie sind meine Freundin, Ihr Sohn sollte der meinige sein, noch fühle ich Jugendkraft in mir, begründen wir ein neues Geschlecht, der Hölle zum Trotz!“

Er ergriff ihre Hand und umspannte sie mit fast schmerzhaftem Druck.

Die Gräfin trat erschrocken zurück und sagte, in heftiger Bewegung ihm ihre Hand entziehend.

„Schweigen Sie, Baron, der Schmerz, den ich begreife, verwirrt Ihren Geist, ich will Ihren wahnsinnigen Gedanken vergessen, gehen Sie zur Ruhe, Sie bedürfen der Erholung,“ sprach sie milder, „hier sind Sie nicht mehr nötig. Agnes ist unter meiner Hut.“

„Ich spreche im Ernst,“ rief der Baron, immer noch wild erregt, „im vollen Ernst, Gräfin, bei Gott! Wenn Sie, die Freundin, mir nicht beistehen wollen im Kampfe gegen die tückischen Schicksalsmächte, dann —“

„Halten Sie ein,“ rief die Gräfin streng, „halten Sie ein, es ist Frevel, was Sie tun, und, hören Sie wohl, was ich Ihnen sage, wenn kein anderer Grund vorhanden wäre, wenn diese beiden armen Kinder, deren Leben ich von Gottes Barmherzigkeit erhoffe, wirklich dem Tode verfallen wären, der ihre Häupter bedroht, hören Sie wohl, niemals würde ich — o, es ist entsetzlich, darüber auch nur ein Wort zu verlieren — niemals würde ich oder würde irgend eine andere Frau, die sich selbst achtet und die Achtung der Welt bewahren will, Ihrem wahnsinnigen Gedanken Gehör geben, so lange Friedrich da ist.“

„Mein Sohn ist tot für mich,“ sagte der Baron spöttisch.

„Und wäre er tot für Sie,“ fuhr die Gräfin fort, „was ich zur Ehre Ihres Herzens noch nicht glauben will, so ist er nicht tot für Gott, und keine Frau, die ihr Gewissen und ihre Ehre rein bewahren will, wird jemals, seine Rechte zu vernichten, Ihnen die Hand reichen.“

Der Baron neigte in finstern Sinnen das Haupt.

„Und doch,“ rief er, „will ich nicht weichen, ich will mich nicht beugen, ich will —“

„Ich aber will,“ fiel die Gräfin mit stolzer Würde ein, „ich will kein Wort weiter hören, ich verlange, daß Sie schweigen, Baron, schweigen vor mir und vor diesem armen Kinde, über dessen Haupt sich der Todesengel herabneigt. Sie haben mich Ihre Freundin genannt,“ fuhr sie milder fort, „ich bin es, und als Ihre Freundin bitte ich Sie, ruhen Sie, schlafen Sie!“

„Ich werde den Schlaf nicht finden,“ sagte der Baron düster, „in der Einsamkeit und Ruhe wird mein Geist dem Wahnsinn verfallen.“

Er erhob das Haupt; in seinen Augen schimmerten Thränen; der starke, stolze und feste Mann war ein Bild namenlosen Jammers.

„So gehen Sie,“ sagte die Gräfin, indem sie ihm die Hand reichte, „gehen Sie ins Freie, die Bewegung in der Natur gibt dem Geist Ruhe, Sie werden allein sein und doch nicht einsam, Sie werden sich selbst wiederfinden unter Gottes freiem Himmel; wenn Sie zurückkehren, so besuchen Sie Arzel, ich sehne mich nach Nachricht von ihm, und werde Gott bitten, daß Sie mir gute Botschaft bringen mögen — an seinem Leben hängt ja auch das dieses armen Kindes hier!“

Der Baron küßte stumm ihre Hand, dann beugte er sich über Agnes und berührte ihre Stirn mit seinen Lippen.

Eine Thräne fiel aus seinen Augen. Zum erstenmal vielleicht in diesem Augenblick empfand er es, daß sein vom Tode bedrohtes Kind noch etwas mehr für ihn war als ein Träger des Namens seiner Vorfahren.

Ohne weiter ein Wort zu sprechen, ohne sich umzusehen, ging er hinaus.

Die Gräfin aber sank am Fuße des Bettes nieder und aus ihrem Herzen stieg ein Gebet auf, das in keine Worte sich kleidete und doch sicherer als alle Worte den Weg zu den Mächten des Himmels fand.

Laute Jubelrufe und der Hufschlag vieler Pferde klangen von der Straße herauf, es war, als ob eine Volksmenge an dem Hause vorbeibrause, von fern her anschwellend und wieder nach der Ferne hin abrollend.

Die Gräfin achtete nicht darauf, sie folgte mit ihren Augen dem Zeiger der Uhr, um genau nach der Vorschrift des Arztes die stärkenden Mittel der Kranken einzunehmen, und langsam verhallend zog der brausende Jubel weiter und weiter davon.

Einunddreißigstes Kapitel.

Der König von Preußen war im Hauptquartier zu Gravenstein angekommen; er hatte die Nachricht von der Erstürmung der gefährdeten Duppeler Schanzen bei der Befestigung einiger Bataillone des Kaiser Franz-Regiments auf dem Kreuzberge bei Berlin erhalten und war, nachdem er sogleich dem Prinzen Friedrich Karl und den Truppen durch den Telegraphen seinen Dank gesagt, schon am nächsten Tage abgereist, um seine siegreichen Truppen auf dem Kampfesfelde selbst zu begrüßen.

Die brausenden Jubelrufe, welche in das dämmernde Krankenzimmer gedrungen waren, hatten dem Könige gegolten, der durch die schnell zusammengeströmte Bevölkerung der Stadt und der Umgegend nach dem Schlosse geritten war, um dort eine kurze Rast zu halten.

Auf die Kunde von der Ankunft des Königs hatte die ganze Stadt festlichen Schmuck angelegt, an allen Häusern wehten preussische und deutsche Fahnen, die Vorposten und Kurpfälzler hatten die Farben von Schleswig und von Holstein ausgehängt, welches nach keiner Richtung hin kompromittiren konnte.

Alle Fenster waren dicht besetzt; die Frauen und Mädchen wehten mit Tüchern und streuten Blumen, so viel sie derselben in Eile hatten finden können, dem Kriegsherrn und seinen siegreichen Truppen, welche das Land befreit hatten.

Unter diesem allgemeinen Fahnen- und Blumenschmuck fielen die verschlossenen und dicht verhängten Fenster der Wohnung des Barons in der Hauptstraße von Gravenstein natürlich auf.

Der König, welcher im Vorbeireiten freundlich die dargebrachten Grüße nach allen Seiten hin erwiderte, blickte mit Staunen zu jenen so auffallend und demonstrativ verhängten Fenstern empor und wendete sich, mehr verwundert als unwillig, noch einmal zurück, als er schon an dem Hause vorüber war.

Diese Bewegung war nicht unbemerkt geblieben; zahlreiche Blicke richteten sich auf die dicht verhängten Fenster und hier und dort erklangen unmutige Rufe, die man aber nicht laut werden ließ, damit sie nicht etwa als ein Widerspruch gegen den allgemeinen Jubel gelten möchten.

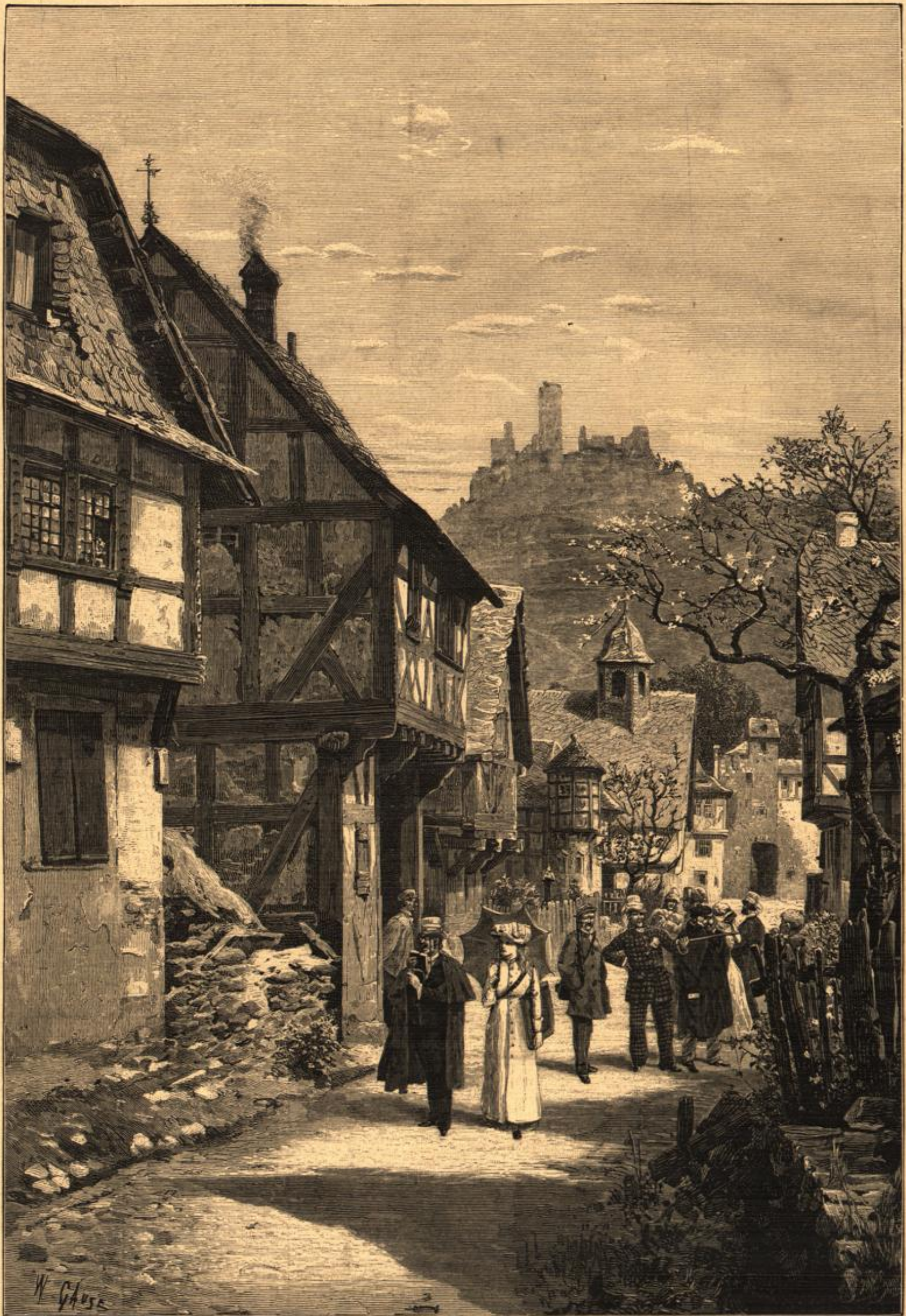
Das alles war das Werk eines Augenblicks.

Schnell war der Zug vorüber und die Straße wurde wieder leer, da die Menge dem Könige zum Schlosse hin nachdrängte.

Nur einige Personen waren zurückgeblieben, die bitteren Erinnerungen der dänischen Herrschaft lagen noch zu nahe, als daß auch nur der Schein einer Demonstration gegen den König, den man als Befreier begrüßte, hätte unbeachtet vorübergehen sollen.

Jornig blickten einige Männer nach dem Hause mit den verschlossenen Fenstern.

„Wer wohnt dort oben?“ fragte man einen Kaufmann, der gegenüber vor der Thür seines Ladens stand.



Englische Touristen in einem Moselstädtchen. Originalzeichnung von W. Gause. (S. 549.)



Holofernes und Judith von der Straten. Gemälde von R. Goltz. Nach einer Photographie von B. Wanger in Wien. (S. 540.)

„Der Baron von Blomsfeldt aus Hagenberg hat jene Zimmer vor kurzem gemietet,“ war die Antwort.

„Der Baron von Blomsfeldt,“ rief einer der Männer, „ich kenne ihn, es ist ein eingetragener Däne; was will er hier? Wie kann er es wagen, gegen den König zu demonstrieren! Kommt, kommt, das müssen wir weiter verfolgen, sein Verrat soll uns diesmal den Friedensspruch des Siegers vergiften.“

Dhne den Kaufmann weiter zu befragen, eilten sie davon.

In einiger Entfernung trafen sie einen preussischen Offizier, den sie anredeten und mit dem sie in lebhaftem Gespräch den Weg nach dem Schlosse einschlugen.

Nach einiger Zeit kehrte der Baron zurück; sein Auge war ruhiger und klarer.

Er reichte der Gräfin die Hand.

Sein Blick schien sie um Verzeihung zu bitten wegen der leidenschaftlichen Heftigkeit, zu der er sich vorhin hatte hinreißen lassen.

„Mit Axel ist es noch daselbe,“ sagte er, „noch liegt er meist betäubt im Schlummer der Erschöpfung, aber die Ärzte halten die Hoffnung fest und glauben sein Leben verbürgen zu können, wenn nicht unglückliche Zufälle eintreten.“

„Und Sie, mein Freund,“ fragte die Gräfin, „haben Sie nicht den wohlthätigen Einfluss der Einsamkeit in der Natur empfunden, haben Sie bei dem Ausblick in das Wunderwerk der Schöpfung dieses Werk der höchsten Weisheit und der höchsten Liebe nicht gelernt, sich demütig zu ergeben in den Willen des Schöpfers und geduldig seine Fügung abzuwarten?“

„Ich habe begriffen,“ erwiderte der Baron finstern, „daß man warten muß, wenn man nicht die Macht hat, sein Schicksal zu lenken, und daß die Ergebung eine notwendige ist, deren Bitterkeit man vielleicht mildern könnte, wenn man im Stande wäre, die Demütigung hinzuzufügen.“

Die Gräfin schüttelte traurig den Kopf, doch erwiderte sie nichts; sie schien zufrieden, daß der Baron wenigstens seine Ruhe und Selbstbeherrschung wiedergefunden hatte.

„Aber,“ fuhr dieser dann fort, indem er mit sinnendem Blick die Augen aufschlug, „ich habe etwas gesehen, was mich wunderbar bewegt hat, was zuerst mein Herz aufstammen ließ in bitterem Grimm und doch wieder wunderbare Gedanken in mir anregte, die alles einen Augenblick in Zweifel stellten, was so lange den festen Grund meiner Ueberzeugung bildete. Ich habe,“ fuhr er, auf den fragenden Blick der Gräfin antwortend, fort, „den König von Preußen gesehen, welcher von Flensburg kam und soeben in das Schloß eingezogen ist, um nach einer Stunde über seine siegreichen Truppen die Parade abzuhalten. Ich war ergrünnt, als ich den Sieger über die tapferen Soldaten unserer Armee sah, meine Lippen öffneten sich zu einer Verwünschung, aber, Sie werden es kaum glauben, Gräfin, als ich zu dem Könige hinausblickte, der langsam, nach allen Seiten das jubelnde Volk grüßend, an mir vorüberritt, da wurde aller Unmut in meinem Herzen durch ein Gefühl der Bewunderung, ja, wie soll ich sagen, des Neides gegen die Preußen verdrängt — es war in des Königs freundlichem Gesicht mit den ritterlich offenen Zügen so gar keine Spur von herausforderndem Hochmut, von verletzender Selbstüberhebung, nur inniges herzliches Wohlwollen leuchtete aus seinen klaren Augen, wenn er zu dem jubelnden Volk herablickte, freudiger Stolz strahlte aus seinen Blicken, wenn er in der Menge einen preussischen Soldaten oder einen Offizier bemerkte, die dann nahe zu ihm heraneilten und sich zu dienstlichem Gruß aufstellten, aber so warm und glücklich zu ihm aufzusehen, als ob die Kinder den Vater begrüßten, und ebenso herzlich nicht ihnen dann der König wieder zu. Fast schien es, als ob jeder einzelne ihm bekannt sei, als ob er jedem besonders seine Freude, seinen Dank spenden, jeden besonders nach seinem Ergehen und nach seinem Anteil an dem Siege fragen wolle. Ja, ich habe sie beneidet, diese Preußen,“ fügte er mit bitterem Tone hinzu, „nicht nur die Soldaten, die unter einem solchen Kriegsherrn Wunder thun müssen, sondern auch das ganze preussische Volk und vor allem die preussischen Edelleute — wie stolz, ruhig und sicher müssen sie dastehen unter einem solchen Fürsten, niemals zweifelhaft über den Weg ihrer Pflicht, niemals im Zwiespalt zwischen ihren Landes- und Lehnsherrn und ihrem Lande, wie klar, ehrenvoll und befriedigend ist nicht für jeden preussischen Edelmann der Dienst in der Armee und in der Staatsverwaltung, wie traurig haben wir gelitten unter dem schweren Zwiespalt langer Jahre, der König und Herzog, dem unsere Treue gehörte, war ja bei uns nur noch ein Name, unter dessen geheiligtem Klang die rückfällige Demokratie die Regierung und das Land dem Untergange zutrieb; unsere Soldaten, welche die Schranken da draußen mit ihrem Blut gebügelt haben, fechten unter der Fahne des Königs, aber eigentlich für dessen bitterste Feinde. Wie so ganz anders ist es dort in Preußen, dort weiß der Soldat und der Offizier, wofür er sein Blut einsetzt, ein heiliges Element steht zwischen ihm und seinem König, der König und die Armee, der König und sein Volk, alles ist eins, und was für den einen erkämpft wird, bringt auch dem andern Ruhm und Glück und Segen. Wie aber, wenn wir geschlagen werden, so werden wir leiden in schweren Opfern,

und würden wir siegen können, so würden wir nur für diejenigen siegen, welche unsere Rechte gebrochen haben und auch des Königs Recht, in dessen Namen sie handeln, bald bis auf den letzten Schein zerbrechen werden.“

„Ich begreife und verstehe ein wenig diese Gefühle, Baron,“ sagte die Gräfin, „es müssen ungefähr dieselben sein, welche in der Brust meiner Vorfahren lebendig waren, als jene entschlossene und schmachvolle Revolution in Frankreich noch den Namen des Königs unter ihre Dekrete setzte, während an den Grenzen die Armeen sich sammelten, um den Kampf für den König und das königliche Recht aufzunehmen; und die damals unter den Fahnen des Königs fochten, kämpften ja für die Feinde des Volkes. Und doch ist es jetzt wieder anders, wenn wir vollständig geschlagen werden, wenn keine der europäischen Mächte sich zu unserer Hilfe erhebt, was ich doch immer noch nicht für unmöglich halte, dann wird ja Ihr armes Vaterland ein kleines Herzogtum werden unter dem Prinzen von Augustenburg, dessen Ratgeber, bei Gott, nicht besser sind als unsere demokratischen Regenten in Kopenhagen. Wir haben wenigstens noch die Hoffnung, wenn uns zur rechten Zeit Hilfe kommt, auch über unsere Demokratie zu triumphieren und die Regierung wieder einzuführen, wie sie einst war.“

„Der König hat es abgelehnt,“ fiel der Baron finstern ein, „als ich ihm den Rat gab; hätte er es gethan, vielleicht wäre heute alles schon pünktlich geordnet.“

„Nun denn, Baron,“ fuhr die Gräfin fort, „wollten Sie lieber ein Vasall des Herzogs von Augustenburg, lieber,“ fügte sie spöttisch hinzu, „ein Bürger des kleinen Herzogtums sein, in welchem die Herren, die von Gotha gekommen sind, ein demokratisches Musterregiment errichten werden, oder einer der ersten Unterthanen des Königs von Dänemark, der in seinem Namen und seinem Besitz Macht genug in Händen hält, um auch das gebeugte Recht endlich wieder zur Geltung zu bringen?“

„Wie könnte ich zweifeln bei solcher Wahl!“ erwiderte der Baron schmerzlich. „Aber, bei Gott, Gräfin,“ fuhr er dann wieder lebhafter fort, „indem er wie betauernd die Hand auf sein Herz legte, „bei Gott, ich würde glücklich, unendlich glücklich sein, könnte ich von solcher Wahl frei bleiben; und fast würde ich meines Hauses und meines Standes Erinnerungen hingeben, wenn es mir vergönnt wäre, heute ein preussischer Edelmann zu sein, der ohne Zweifel und ohne Zagen der schwarz-weißen Fahne seines Königs folgen kann, sicher und gewiß, daß er unter diesem Zeichen niemals vom rechten Weg abweichen mag.“

Eine Bewegung der Kranken unterbrach das Gespräch.

(Fortsetzung folgt.)

Ein kleiner Roman auf der Treppe.

Von B. v. Suttner.

(Schluß.)

(Bild S. 536.)

„Bist Du wieder gesund? Das freut mich.“

So empfängt die Gräfin am folgenden Morgen die eintretende Thella. Dieselbe war nämlich gestern den ganzen Tag auf ihrem Zimmer geblieben, Kopfweh vorzüglich. Es war ihr Bedürfnis gewesen, allein zu sein mit der Erinnerung an die bedrückte, stumme Scene auf der Terrassentreppe. Auch in der Nacht hatte sie nicht wiederkehren vor der Stunde des Stillschneidens. Nicht unter fremden Leuten wollte sie mit ihm sprechen; das Wort, das er auf den Lippen hatte, als sie auf jenen Stufen standen, das sollte er unbelauscht und an derselben Stelle zu ihr sagen.

Nachdem die gewohnte Zeitungslektüre erledigt:

„Du erinnerst Dich, Thella, wovon wir gestern sprachen? Ich meine, von den Heiratsprojekten Rudolfs? Nun, ich denke, es wird wieder nichts daraus. Er war gestern mit der ganzen Familie Kerschdorf von einer so auffälligen Unlieblichkeit — ich habe ihn noch nie so zerstreut und einseitig gesehen. Als er mir gute Nacht wünschte, kündigte er an, daß er mir heute vormittag eine große Eröffnung machen wolle. „Du hast Dich für eine der drei Schwestern entschieden?“ fragte ich. „Fällt mir nicht im Traum ein,“ war keine Antwort. Also handelt die große Eröffnung wahrscheinlich wieder von einer bevorstehenden Abreise. Das ist sehr traurig, ich hatte mich schon so gefreut, ihn endlich in der Gegend zu treffen.“

„Sie wollen sagen: im Hause?“

„Nein, nein, ich will sagen: in der Nachbarschaft. Wenn er eine fremde junge Frau als Herrin hier einführt, so wäre doch meines Bleibens nicht.“

„O Gräfin, welche Schwiegertochter wäre im Hause, Sie ziehen zu lassen?“

Am die gewohnte Stunde — elf Uhr — kommt Thella mit ihren Blumen von den Feldern zurück. Sie hat heute einen größeren Strauß gesammelt als je — mechanisch, ohne Wahl waren die Blumen abgerissen worden, waren doch die Gedanken weit, weit von der Hände Beschäftigung abgelenkt.

Als sie den Baumgang betritt, an dessen Ende die Terrasse liegt, fängt ihr Herz in wilden Schlägen zu pochen an — noch eine Minute und sie würde ihn sehen, wahrscheinlich wartet er dort, an die Balustrade gelehnt. Da steigt ihr plötzlich eine brennende Röte in die Wangen: „Um Gottes willen, was thue ich? Ich gehe zu einem Stillschneiden. Wie, wenn es doch nur ein Spiel wäre — wenn er wirklich wieder abzureisen gedankt und nur noch zuvor am Wegeande hätte eine wilde Blume brechen wollen. O, ich hätte nicht kommen sollen!“

Schon schwankt sie, ob sie nicht umkehren soll, um von einer

andern Seite ins Schloß zurückzugelangen, als sie hinter sich nahende Schritte hört — sein Gang. Ohne sich umzuwenden, eilt sie voran, er kommt immer näher. Auf der Mitte der Terrassentreppe ist sie eingeklinkt.

„Thella!“

„O mein Gott!“ rief sie, stillstehend.

„Ich komme von meiner Mutter, sie willigt von Herzen ein.“

Eine halbe Stunde später sind die beiden schon auf der dritten Stufe angelangt, und nochmals machen sie Halt. Sie hat ihm ihre enthandelte Rechte gereicht, die er in heißer Dankesrührung an seine Lippen preßt.

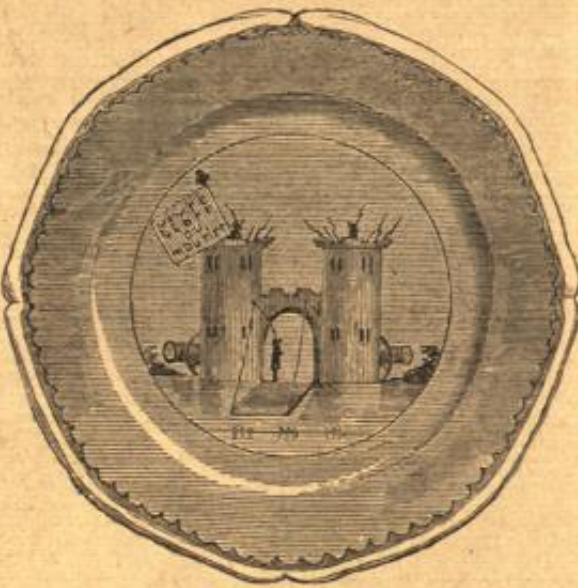
Die eiserne Maske.

Von

G. M. Jacano.

(Alle Rechte vorbehalten.)

Geheimnisvolle Geschichten und räthselhafte Menschen (wie Bülow eine interessante Sammlung von Biographien nannte) hat es zu allen Zeiten gegeben und besonders die letzten Jahrhunderte waren reich an „ungelösten Rätheln“. Und wenn auch manche dieser Räthel ebenso ungelöst bleiben dürften, wie das der Pyramiden, das der venetianischen Regierungswiese unter dem „Rat der Zehn“ und das der Personennamen der Mumienporträtfaseln, die man unlängst erst aus Fayum gebracht und zum Entzücken aller Freunde der Porträtmalerei ausgestellt hat, so ist doch im Laufe unserer klarschauenden und gesundkritischen Zeit von den meisten Geheimnisgeheimnissen bereits das Siegel gelöst worden. Wir haben in Edition einen natürlichen Wunderthäter vom Range eines Moses und halten Moses deshalb nicht weniger hoch und erkennen den Gott in ihm, der Elanensejeln löste, wie der Kerkerengel Petri, und himmelsentsamte, erhaltende Gehege gab, wie nach ihm in anderer Art der gottgeliebte Erlöser von Nazareth. Und all die geheimnisvollen Menschen, deren Mytherium wir gelöst, bleiben uns deshalb nicht weniger interessant, weil wir ihr Nationale kennen. Oder blüht etwa Kaspar Hauser von seinem traurigen Nimbus ein, wenn wir finden, daß der arme, verwahrloste Bauernfindling eigentlich ein



Schüssel aus der Revolutionszeit mit dem Bilde der eroberten Bastille.

betrogener oder vielmehr künstlich dazu erzogener Betrüger war (dem geheime und rechtliche, aber — gelehrte Männer ihren eigenen Aberglauben an romanhafte Jugendgeschichten einflößten), als wenn er für uns ein „unterdrückter“ Prinz blüht! Und wenn wir in dem geheimnisvollen Grafen aus Eisleben einen schlauen Flüchtling mit einem dunklen Fleck in der Vergangenheit erkennen, so bleibt er uns deshalb nicht minder interessant, als der fagenhafte Geistesliebhaber Lanzbeger, wenn wir in ihm den guten „Schreiber Heinrich“ des Löwenlühnen letzten Vadenbergers finden.

Und so ist auch von dem Antlitz des armen Mannes mit der eisernen Larve (l'homme au masque de fer) diese Larve längst fortgenommen worden, nachdem man ihn in unzähligen Romanen, Dramen und pseudo-kritischen Enthüllungen immer mehr maskirt hatte. Man nähte dem unglücklichen Gefangenen von Vignerol und der Bastille so viele „ganz genaue“ Visitenkarten auf, daß derselbe zuletzt beinahe aussah wie ein Harlekin, aber die Larve — die leidige Larve vermochte man ihm dennoch nicht abzureißen, bis man auch hier endlich fand, daß das Räthsel liegende das Einfachste und Natürlichste war.

Man hat nicht die Absicht, in diesem kurzen Aufsatz eine detaillierte Rekapitulation all der Versionen zu geben, welche seit mehr als hundert Jahren über das geheimnisvolle Opfer des „Despotismus“ oder der „Familienrücksichten“ aufgestellt und mit allem Aufwande von Unwahrscheinlichkeit behauptet wurden; wir wollen diese romanhaften, unhaltbaren (und doch oft so hartnäckigen) Versionen nur rasch die Revue passieren lassen und dann an der Hand von Ch. Barthélemy*, welchem das unbestreitbare Recht zugesprochen werden muß, in dieser Sache den Schleier mit sicherer Hand und endgiltig gelüftet zu haben, das Resultat zu resumieren. Barthélemy hat nicht wie alle anderen durch verwinkelte Tafschenpielerkunststücke irgend eine neue Hypothese

* Charles Barthélemy, Verfasser von „Erreurs et Mensonges historiques“. Paris, Blériot Frères.

Garten; die zwei Damen sprachen fast kein Wort unterwegs miteinander, sie waren beide verloren in Gedanken. Der Park war sehr belebt, elegante Damen und Herren in Uniform und Zivil, Tataren in ihrem knappen schwarzen Kostüm spazierten unter den alten Bäumen, überall brannten Laternen, dazu schien der Mond ganz hell und klar, man sah fast so deutlich als am Tage, nur erschien dem Auge alles vergeistigt, fast überirdisch. Und so schien es Konstanze, als hätte sie sein Gesicht nie so hübsch gesehen als jetzt, übergossen vom blauen Mondschein; er lehnte an einem Baume ganz allein und sah mit großen, ernsten Augen hinein in das bunte Gewimmel. Und dann sah sie, wie seine Augen plötzlich aufleuchteten, es war in dem Moment, da sich ihre Blicke begegneten. Er grüßte ehrerbietig und sie dankte leicht mit ihrem freundlichen Lächeln; die Tante hatte nichts bemerkt, aber sie fand, daß Konstanze heute zerstreut sei und auf ihre Fragen ganz verkehrte Antworten gab.

Sie sah ihn noch mehrmals an diesem Abend, aber sprechen konnten sie nicht miteinander. In der Nacht lag Konstanze lange wach, die Gedanken ließen sie nicht schlafen. Der Mond schien so klar in ihr Zimmer. „Ob er jetzt wohl auch in das seine scheinen mag,“ dachte sie, „und auf sein liebes Gesicht und seine braunen Hände?“ Die Fenster waren geöffnet wegen der großen Hitze und das Meer sang sein wildes Schlummerlied, aber es sang Konstanze nicht in Schlaf.

Am andern Tage ging Konstanze des Abends nicht spazieren. „Es schickt sich doch nicht, daß ich alle Tage mit einem fremden Menschen gehe,“ sagte sie sich, „und wenn Tante Olga es wüßte, würde sie sicherlich recht böse sein.“ Aber um die Zeit, da sie sonst ausging, stand sie doch wenigstens auf der Galerie und schaute sehnsüchtig hinab auf die Straße. „Das ist doch keine Sünde,“ beruhigte sie ihr Gewissen, „ich will ja nicht mit ihm sprechen, ich will ihn ja doch nur sehen, nur ganz von weitem.“ Sie sah ihn wirklich mehrmals die Straße langsam auf und ab gehen, er aber bemerkte sie nicht.

Sie hatte gegen Morgen lange wach gelegen, da schlug es in der Stadt sieben Uhr und rasch entschlossen sprang Konstanze aus dem Bett, kleidete sich geräuschlos an, nahm Hut, Handschuhe und Sonnenschirm und schlich leise, um



General Julius Verdy du Vernois,
der neue Kriegsminister. (S. 549.)

die Tante nicht zu erwecken, zur Thür hinaus. Es war ein Sommermorgen, wie man ihn sich schöner und lieblicher nicht wünschen kann. Die Sonne strahlte auf das Meer herab, das noch schlaftrunken und träumend dalag. Millionen Funken blühten in den klaren Fluten, der Himmel war strahlend und dunkelblau und vom Berge sah schneeweiß die griechische Kirche hernieder. Es kam ihr plötzlich der Gedanke, nach der Kirche zu gehen. „Ich habe ja Zeit und Tante Olga wird mich noch lange nicht vermissen,“ dachte sie.

Sie ging, umfingen von der wunderbaren Schönheit und Frische des Morgens, wie im Traum dahin. Da

trat plötzlich, nur wenige Schritte vor ihr, ein Herr aus einer Querstraße. Ein Wagen mit Tataren kam vorbei, er blickte sich nach ihnen um und Konstanze sah in sein Gesicht — es war der junge Fremde. Auch er hatte sie gesehen und ging ihr rasch entgegen.

„Guten Morgen, Fräulein,“ sagte er froh, „ich habe Sie schon so lange nicht gesehen; wie kommt es, daß Sie heute so früh aufgestanden sind?“

„O,“ sagte sie, „ich liebe das Frühaufstehen; wenn ich auf dem Lande bin, stehe ich fast alle Morgen um sechs Uhr auf, aber Tante Olga schläft gerne bis elf Uhr, und um sie nicht zu stören, darf ich es nicht wagen, früher aufzustehen. Heute aber konnte ich gar nicht schlafen, die Sonne schien gar zu freundlich in unsere Fenster, also bin ich ganz leise aufgestanden, um ein wenig den schönen Morgen zu genießen.“

„Und wohin wollen Sie gehen, wenn ich fragen darf?“ examinierte er weiter.

„Ich wollte nach der Kirche,“ sagte sie, „ich liebe den russischen Gottesdienst sehr.“

„Darf ich Sie begleiten, Fräulein?“ fragte er höflich.

Sie nickte und so gingen sie neben einander die Straße hinab.

Sie war noch nicht so belebt wie am Nachmittag. Frauen kamen mit Körben vom Bazar, sie hatten Fleisch gekauft, Brot und die großen und kleinen an Schnüren aufgereihten Kringel, die die Russen so lieben. Männer mit Körben auf dem Kopf, verummte Tatarentweiber mit langen, bunten Beinkleidern, weiße Tücher um den Kopf gewickelt, kamen ihnen entgegen. Sie mußten über den Bazar, wo hübsche Obstbuden

mit den Früchten der Jahreszeit: Erdbeeren, Himbeeren, Johannisbeeren, daneben auch noch zierlich aufgeschichtet vorjährige Äpfel, Apfelsinen, Zitronen und Rüsse, Mandeln, Rosinen und Feigen feilgeboten wurden.

Tataren mit braunen oder schwärzlichen Gesichtern, mit blühenden dunklen Augen saßen träge an der Straße, mit gierigen Blicken betrachteten sie das schöne Mädchen. Sie gingen an den tatarischen und russischen Bäckerbuden vorbei, in denen Berge von großen und kleinen Kringeln aufgehäuft lagen, dazu das schöne schneeweiße Brot, das sie pfundweise abschneiden; dann kamen die kleinen, dunklen Buden der Juden, wo neue Schuhe verkauft werden und



Der Kaiserpalast in Strassburg. Nach einer photographischen Aufnahme von G. Bloch & Sohn in Strassburg. (S. 552.)



Missionstation Livingstonia.



Grabmal des letzten Häuptlings Mponda.



Dampfer „Charles Janzen“ der Universitätsmission in Livingstonia.



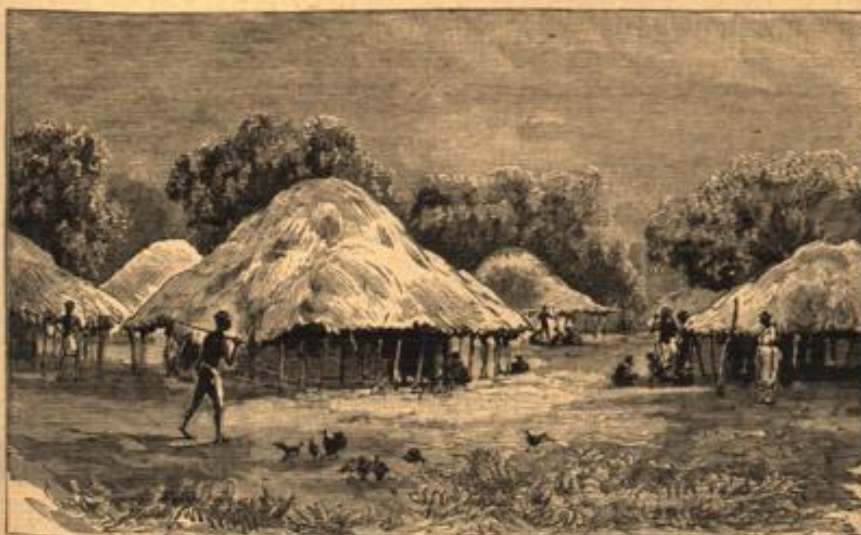
Wollenbild bei Sonnenaufgang vom Gipfel des Mount Sochi gesehen.



Kirchenhaus der Missionstation Livingstonia.



Hauptquartier des britischen Konsuls.



Ein Dorf der Makololo am untern Shire.



Halteplatz in Mbame auf dem Wege von Katunga nach Mandala.

Land und Leute vom Nyassasee. (S. 552.)

alte Kleider, gebrauchte Möbel und verfestete Schmucksachen. Es war ein Geschrei und Geschnatter wie in einem Gänsestall. „Schönes Fräulein, brauchen Sie nicht einen Waterproof?“ — „Mein Herr, ich habe gute Hüte zu verkaufen, sehr moderne, sehr haltbare und billige!“ — „Sehen Sie diese Sessel an, wünschen Sie nicht gute Möbel zu kaufen, sehr elegante?“ — „Madame, kaufen Sie Schuhe, ich verkaufe schon seit zwanzig Jahren zur Zufriedenheit der Käufer,“ und so ging es weiter, daß Konstanze die Ohren schallten. Schmutzige Judenweiber saßen sie am Arm oder am Knie, „und gehst du nicht willig, so brauch ich Gewalt,“ während fristige Judenjünglinge mit Manschetten und Krawatte, die sich schon etwas weltmännischen Schliff angeeignet, nur mit theatralischer Geberde weit die Thür ihrer Bude aufrißen, die Dame zum Eintreten einladend. Unwillkürlich drängte sie sich etwas dichter an ihren Begleiter; sie hatte solch Leben noch nie gesehen und fühlte sich beängstigt, so in unmittelbare Berührung mit dem Böbel zu kommen. Er schien dies Gefühl nicht im mindesten zu teilen, er war ja ein Russe und dies Leben und Treiben gewohnt. Mit seiner gewöhnlichen Nonchalance ging er zwischen all den Schreienden, zeternden Weibern und Männern dahin; er schien ihr Geschrei nicht einmal zu hören. Dann plötzlich, als er bemerkte, daß seine Begleiterin etwas ängstlich ausah, sagte er:

„Nehmen Sie meinen Arm, ich sehe, Sie haben Furcht vor diesen Negären.“ Damit nahm er ohne Umstände ihre Hand und legte sie auf seinen Arm. „Ich glaube gar, Sie zittern,“ sagte er, sie mitleidig ansehend.

Sie zitterte wirklich, aber es war nicht Furcht, sondern seine Berührung, die sie zittern machte.

Sie waren wieder auf freier Straße, aber er dachte nicht daran, ihre Hand freizugeben, und sie ließ sie stille liegen. Sie gingen bergauf.

„Sehen Sie, wie reizend,“ sagte Konstanze.

Ein kleines Häuschen lag vor ihnen, eine Ruine, halb zerfallen; vielleicht hatte es einmal hier gebrannt, die Fenster waren ganz fort und auch ein Teil des Daches. Eine Mauer mit großen Oeffnungen stand nach der Straße zu, umwuchert vom üppigsten Grün, und durch die leeren Fensterhöhlen sah man die schönsten Rosen, es war ein wunderhübsches Bild. Sie standen ein Weilchen davor.

„Wissen Sie,“ sagte er dann innig, „daß ich mit ganz anderen Augen sehe, wenn ich mit Ihnen gehe; ich habe das kleine, verfallene Häuschen wohl schon zwanzigmal gesehen, und es ist mir nichts dabei aufgefallen und heute kommt es mir vor wie ein Stück Poesie auf unserer armen Erde.“

„Nennen Sie unsere Erde nicht arm; diese Gegend derselben ist so wunderschön, daß sie mich bezaubert,“ sagte sie lebhaft.

„Wirklich?“ fragte er. „So könnten Sie hier Ihre Heimat vergessen, so würden Sie wünschen, immer hier zu leben?“

Sie schien den zweiten Teil seiner Frage überhört zu haben. „Meine Heimat ist so arm im Vergleich zu diesem herrlichen Lande,“ erwiderte sie, „daß ich keine Sehnsucht nach ihr fühle.“

Da sah er sie mit leuchtenden Augen an.

„Meine Heimat ist sicher noch viel, viel ärmer als die Ihre, denn ich bin in der Steppe geboren, und Sie werden über mich lachen, wenn ich sage, daß ich sie über alles liebe, daß ich am Golf von Neapel und an der Küste des Bosporus mit Sehnsucht an die arme, verachtete Steppe gedacht habe, die mir doch in all ihrer Einförmigkeit grandios und erhaben dünkt. — Sehen Sie,“ sagte er, „da sind wir am Ziel.“

Die Kirche lag auf einer steilen Anhöhe, ganz mit Bäumen und Gesträuch bedeckt. In mehreren Stellen standen Bänke und gewundene Wege führten empor zum Gotteshause. Unter den Bäumen im tiefen Schatten lagen vereinzelte Gräber und weiße Kreuze schimmerten durchs üppige Grün; hier und dort blühten goldene Buchstaben hell auf, wenn durchs dichte Blättergewirr ein freundlicher Sonnenstrahl sie streifte.

„Ach, wie schön muß es sein, so nahe an der Kirche und so im kühlen Schatten schlafen zu können, da die Glockentöne alle Tage so über die Gräber schweben wie die Engel Gottes,“ sagte sie.

Er aber lächelte ganz leise und erwiderte:

„Wie kann man ans Grab denken, wenn man so jung und so schön ist wie Sie? Und sagen Sie mir aufrichtig, würden Sie jetzt wirklich gern und freudig sterben?“

Sie nahm leise ihre Hand von seinem Arm, ein tiefes Erröten flog über ihr liebliches Gesicht.

„Wenn der liebe Gott es so bestimmt hätte,“ sagte sie, „würde ich —“

„Halten Sie ein,“ sagte er rasch, „es kann die reine Wahrheit nicht sein; ich wäre ja unglücklich, wenn nichts auf der Welt wäre, das Sie ein wenig am Leben hielt.“

Er öffnete die hohe Thür der Kirche und ließ sie eintreten. Sie war reich geschmückt; es war ein wenig dunkel in dem weiten, hohen Raum. Vor den Heiligenbildern brannten Kerzen; die Popen im violetten, mit Gold gestickten Kostüm, mit langem, glatt gescheiteltem Haar schlangen ihre Pfannen mit Weihrauch, die Kirchenfänger in dunkelroten und himmelblauen ganz mit Goldfäden

durchwebten langen Gewändern sangen vollendet schön, es klang ergreifend in der kühlen, geheimnisvollen Dämmerung. Er stand vor dem Hochaltar und bekreuzte sich; Konstanze war etwas zurückgetreten. Dann führte er sie durch die ganze Kirche, ihr alle Kostbarkeiten zeigend.

„Wissen Sie,“ sagte er, als sie an der Thür vorbeikamen, „daß ich mich hinaussehne in den Sonnenschein?“

Sie gingen und setzten sich draußen auf eine Bank, von wo man eine wundervolle Aussicht hatte; durch die dunklen Lebensbäume schimmerte hellblau das blühende Meer.

Sie sahen hinaus auf die Wogen und sprachen beide kein Wort. Dann sagte er:

„Sie gehen jetzt niemals mehr am Abend spazieren, wie kommt das?“

Sie wurde rot.

„Ich habe keine Zeit gehabt,“ sagte sie, und plötzlich fiel es ihr ein, es schide sich doch nicht, mit einem fremden Mann hier so allein zusammen zu sitzen, und sie stand auf.

„Sie wollen schon gehen?“ fragte er wehmütig; „es ist ja noch so früh, Ihre Frau Tante schläft sicherlich noch.“

Aber sie hörte nicht; sie gingen eine kleine, krumme Straße, die ans Meer hinabführt, entlang.

Auf einem Hügel, der steil ins Meer abfiel, stand eine kleine Hütte, ein junges Weib saß auf der Schwelle und wiegte ein Kind in ihren Armen, und ein schöner, starker Mann stand ein Fischernetz; es war ein gar freundliches Bild.

„Was meinen Sie,“ fragte Konstanze, „ob diese Menschen wohl glücklich sein mögen?“

„Ja,“ antwortete er, „wenn sie sich lieben, so sind sie glücklich.“

Sie antwortete nichts, sie gingen beide still durch die Straßen.

„Wann werde ich Sie wiedersehen?“ fragte er vor der Thür des Hotels.

„Ich weiß es nicht,“ sagte sie befangen und trat rasch in den Korridor.

„Au revoir, mademoiselle!“ rief er ihr nach.

Sie wandte sich noch einmal freundlich nach ihm um.

„Au revoir, monsieur!“

Und abends beim Mondschein sang sie:

„Ich liebe dich, weil ich dich lieben muß.“

„Ich liebe dich, weil ich nicht anders kann.“

Sie wußte ja, daß er die Worte nicht verstand.

Aber heute antwortete die Geige nicht und sie antwortete nie mehr. Und alle Abende stand Konstanze auf der Galerie und wartete, aber er ging nicht mehr über die Straße, und so oft sie auch mit Duschinka an seinem Garten vorüberging, er trat nie mehr aus der Laube, und eines Tages sagte die Tante:

„Dort drüben müssen andere Einwohner eingezogen sein, höre nur das Klaviergetrommel; bitte, schließe die Fenster, Konstanze.“

Konstanze that, wie ihr geheißen, sie that ja alles, was man ihr befahl; aber vieles vergaß sie zu thun, wenn die Tante nicht erinnerte, und was sie vornahm, sie that es langsam und ohne Lust, als sei ihre Seele nicht dabei. Stundenlang konnte sie jetzt still am Fenster sitzen, die Hände in den Schoß gelegt und mit großen Augen auf das Meer hinaus sehen; wenn dann die Tante sie anredete, fuhr sie auf, wie aus einem Traum erwachend. Ihr Gesicht war blaß geworden und um ihre Augen lagen tiefe, dunkle Schatten, aber wenn die Gräfin fragte: „Bist Du nicht wohl, Konstanze, hast Du Kopfschmerzen?“ so antwortete sie allemal: „Nein, Tante, ich bin ganz gesund,“ und lächelte, aber es war ein gar wehmütiges Lächeln, das Herz that ihr so weh, so weh, sie hätte bitter weinen mögen, aber sie durfte der Tante doch keine Thränen zeigen. Und alles, was sie tagüber verschlossen in der Brust trug, das sang sie abends von der Seele, sie hatte noch nie so gefungen wie in dieser Zeit, so tief aus dem Herzen und so tief zum Herzen dringend, daß die Gewalt der Töne der Tante Thränen in die Augen trieb, obgleich sie die Worte nicht verstand. Die ersten Tage hatte Konstanze gehofft und gewartet. Vielleicht kommt er doch noch wieder, hatte sie gedacht, es kann ja unmöglich alles Lüge sein, was er zu mir gesprochen, und wenn sein Mund auch die Unwahrheit gesprochen hätte, seine Augen können nicht gelogen haben. Wohl hundertmal am Tage hatte sie in seinen Garten hinübergesehen, ob sie ihn nicht doch noch einmal in der Laube sitzen sähe; als aber Woche auf Woche verging, ohne ihr die geringste Nachricht zu bringen, da gab ihr Herz all sein Hoffen auf.

„Er hat ein wenig mit mir spielen wollen,“ sagte sie sich, „er hat mich nie geliebt, wahrscheinlich sind die Männer alle so.“

In einem wundervollen Augustmorgen fuhren die beiden Damen von Jalta ab. Wieder stieß der Postillon lustig ins Horn, und wieder fuhren sie den wunderschönen Weg entlang durch die lachenden Thäler und an den dunklen Bergen der Krim vorbei, aber heute jubelte Konstanzens Seele nicht, sie blickte traurig hinüber nach Jalta, so lange sie nur noch das goldene Kreuz der Kapelle herüberblitzen sah. Dort bin ich sehr, sehr glücklich gewesen, dachte sie, und beugte sich herab zu Duschinka, um zwei heiße, schwere Thränen zu verbergen, die über ihr Gesicht rannen.

In dem Kamin von schwarzem Marmor loderte ein mächtiges Feuer und durchströmte den eleganten Salon mit behaglicher Wärme: kleine Sofas, mit gelbem Damast bezogen, und niedere Sessel standen in den Ecken, darüber weiße Marmorbüsten, die sich prachtvoll von der dunklen Tapete abhoben; kleine schwarze Schränke, kunstvoll mit Elfenbein ausgelegt, standen an den Wänden, und gleichgearbeitete Tische vor den Sofas. Von den Fenstern und Thüren wallten gelbe Damastdraperien herab, und von der Decke hing ein blühender Kronleuchter. In den weiten, bequemen Armstühlen vor dem flackernden Feuer saßen zwei Damen; die eine hatte ein blaßes, vornehmes, leidendes Gesicht, das im Kontrast mit den nachtschwarzen Augen und Haaren noch weißer erschien; ein wenig Stolz lag um die festgeschlossenen Lippen, sie sah auf ihre schlanken, aristokratischen Hände und spielte ungeduldig mit einem blühenden Ring. Ihr gegenüber saß Konstanze, sie war in Trauer und sah blaß und müde aus, aber ein unvergleichlicher Liebreiz verklärte ihr Gesicht; sie hatte ein Buch in der Hand und las vor.

„Hören Sie auf, Konstanze,“ sagte die blaße Dame, „meine Gedanken sind heut doch nicht dabei, morgen wollen wir weiter lesen. Wie viel Uhr mag es wohl sein?“

„Es wird gleich zehn schlagen,“ antwortete Konstanze.

„Also noch eine ganze Stunde,“ rief die junge Dame aufspringend und einmalig im Salon auf und ab gehend.

„Wie schrecklich, ich wollte, es wäre erst acht Uhr.“

„Wie lange ist der Herr Fürst schon von Hause fort?“ fragte Konstanze.

„Ach, mein Gott, es sind jetzt schon zehn Monate, er hat in dem leichtsinnigen Paris ganz seine kleine Frau vergessen; nicht wahr, Konstanze Nikolajewna, die Männer sind alle schlecht?“

„Ja wohl, Marie Fedorowna,“ erwiderte Konstanze mit Ueberzeugung.

„Wissen Sie,“ fuhr die junge Dame fort, „daß er mir versprochen hat, nach drei Monaten zurückzukommen, und jetzt sind zehn daraus geworden. O, diese Männer! Aber ich werde ihn tüchtig schelten, wenn er kommt.“

Konstanze lachte, sie war seit drei Monaten Gesellschafterin der Fürstin Suroff in Moskau; vor einem halben Jahr war die alte Gräfin, die Konstanze mit sich nach Charkow genommen, gestorben, sie hatte nur ein kleines Vermögen hinterlassen, von dem Konstanze unmöglich leben konnte. Ihre Verwandten in der Krim hatten sie zwar freundlich eingeladen, zu ihnen zu kommen, aber es war ihr peinlich gewesen.

„Ich werde eine Stelle annehmen, bis Du, liebe Lisa, Dich verheiratest,“ hatte sie ihrer Cousine geschrieben, „dann komme ich zu Deinen Kindern.“

Man hatte ihr die Stelle bei der jungen Fürstin angeboten, und sie hatte bis jetzt ihren Entschluß nicht zu bereuen gehabt. Die Fürstin war ihr eine freundliche, gütige Herrin gewesen, sie hatte zwar ihre Launen, aber Konstanze verstand es, sie mit Geduld zu ertragen, und die Fürstin erkannte das wohl an.

„Hörten Sie nicht eben einen Wagen vorfahren?“ fragte die Fürstin; „doch nein, es ist ja viel zu früh.“

Da rauschten die Damastportüren und ein dunkler Männerkopf wurde sichtbar. Die Fürstin sprang auf.

„Sergei!“ rief sie, und eilte ihm entgegen. Er schlug die Hälften der Draperie zurück, und sie lag an seinem Halbe. Konstanze war aufgestanden und schürte das Feuer im Kamin; sie wäre gern hinausgegangen, um nicht zu stören, aber die beiden standen an der einzigen Thür, die aus dem Gemach führte. Da sagte die Fürstin auch schon: „Liebe Konstanze Nikolajewna, das ist mein Mann,“ und zu dem Fürsten: „Sergei, dies ist das Fräulein, von dem ich Dir geschrieben.“

Eine gegenseitige Verbeugung, er ging ihr entgegen, um ihr die Hand zu reichen, aber auf halbem Wege blieb er plötzlich stehen und suchte zusammen, und in demselben Moment hatte auch sie ihn erkannt, es war der Fremde aus Jalta. Es war nur ein Moment, dann hatte er sich aufgerafft, ging zu ihr und reichte ihr die Hand. Sie sahen sich an; es war ein langer, langer Blick. Wie hatte er sich verändert! Wie hatten fünf Jahre doch aus dem heitern Jüngling solch finstern, stolzen Mann machen können! Ihr schien es, als sei er gewachsen. Oder war er nur voller und breiter in den Schultern geworden? Seine nachlässige Haltung war verschwunden, er trug seine Gestalt hoch und straff aufgerichtet. Sein Gesicht war vielleicht schöner geworden, aber die Unberührtheit und Frische der Jugend war hinweggewischt; ein dunkler, kurzgeschchnittener Bart umrahmte Wangen und Kinn, sein Mund war fest zusammengepreßt, und zwischen den dunklen Brauen lag eine tiefe Falte, die sie früher nie dort bemerkt hatte. Und wo waren seine treuen, frohen Augen geblieben, die es ihr einst angethan, und wo das leise Lächeln um seinen Mund, das sie vor Jahren bezaubert hatte? Er hatte ihre Hand losgelassen.

„Ich freue mich,“ sagte er, „daß Marie Fedorowna solch treue Freundin an Ihnen gefunden hat.“

Sie verbeugte sich leicht, sie hätte kein Wort der Erwiderung auf diese Anrede finden können und wenn es ihr Leben gekostet hätte, ihr Herz schlug wild und heftig. Sie verachtete ihn, sie sollte und mußte ihn ja verachten darum, daß er mit ihr gespielt hatte, während er doch eine

Anderer liebte. Sie hatte den süßen Traum ja schon lange, lange vergessen, mit aller Kraft ihres Verstandes und Geistes gegen das rebellische Herz gekämpft, das immer wieder nach ihm geschrien, und sie hatte es besiegt, es war ganz still geworden, ganz ruhig, und hatte mit der Zeit vergessen.

Sie dachte längst nicht mehr mit der wilden Sehnsucht von früher, sondern mit einer stillen Wehmut an die glücklichen Tage von Yalta. Warum mußte er jetzt von neuem ihren Weg kreuzen und all das wieder aufwecken, was sie mit Schmerzen begraben hatte? Sie wollte jetzt allein sein, wenigstens einen Augenblick, um die wilden Gedanken und Wünsche des Herzens zur Ruhe zu bringen.

„Ich störe jetzt, Frau Fürstin,“ sagte sie in deutscher Sprache, „erlauben Sie, daß ich mich entferne.“

„Wie Sie wünschen, liebe Konstanze,“ sagte die Fürstin freundlich, „gehen Sie etwas spazieren, oder lassen Sie anspannen.“

„Ich danke,“ sagte Konstanze. Sie ging in ihr Zimmer, dort saß sie lange, lange am Fenster, den Kopf in die Hand gestützt und schaute hinaus auf die Straße, wo die eleganten Equipagen der vornehmen Welt lautlos auf Gummirädern vorbeirrollten und die Fußgänger sich drängten. Sie sah von dem allem nichts, obwohl ihre Augen darauf ruhten, sie sah nur die dunklen, ersten Berge und die üppigen Täler der Krim, und auf einem Berge ein hübsches, malerisches Städtchen mit weißer Kirche und kleiner grauer Kapelle, sie sah die funkelnden Sterne auf der blauen Kuppel der Kirche und das blühende Kreuz auf dem Turm der Kapelle, und sie sah das Meer, das wunderbar blau, auf dem weit, weit am Horizont kleine weiße Segel dahinglitten wie Schwäne, auf dem die Sonnenstrahlen in Millionen Funken blühten. Unten auf der Straße wickelten die Pferde, riefen die Polizisten und Lohnkutscher, sie hörte es nicht; in ihren Ohren klang das Rauschen des Meeres, das Horn des Postillions, süße, klare Geigenklänge und das leise, liebe Wort, das sie vor Jahren von ihm gehört: „Au revoir!“

Da legte sie ihr Gesicht in ihre Hände und weinte bitterlich. Sie weinte nicht um ihn, sie liebte ihn ja schon lange nicht mehr, aber sie weinte um die verschwundenen glücklichen Tage.

Sie sahen sich alle Tage und sprachen mit einander wie zwei Menschen, die sich nie vorher gesehen haben, sie sprachen von allem, was es Schönes und Herrliches gibt auf der Welt, nur von Yalta sprachen sie nie; und ihr Herz schloß wieder ein. Sie sahen eines Abends zusammen im Salon und die beiden Damen spielten vierhändig; zur Seite stand auch ein Geigenkasten, und die Fürstin sagte:

„Sergei, so lange wir verheiratet sind, hast Du Deine Geige noch nicht angerührt, und ich höre Dich ja immer so gern; bitte, spiele doch etwas.“

„Ich habe es verlernt,“ sagte er finster, „es war ja auch nicht der Rede wert.“

„Mein Mann ist recht ungeschicklich,“ sagte Marie Fedorowna schnellend: „so singen Sie uns ein Lied, liebe Konstanze Nikolajewna.“

„Welches, Marie Fedorowna?“ fragte Konstanze, und die Fürstin antwortete:

„Was Sie wollen, ich höre alles gern.“

Sie sang den „Wanderer“ von Schubert.

„Noch eins, liebe Konstanze,“ bat die Fürstin. Sie schlug einige leise Accorde an und begann, sie wußte selbst nicht warum, „les petits oiseaux“, was die Fürstin sehr liebte.

Sie hatte die erste Strophe gesungen und begann die zweite, da fiel plötzlich die Geige ein, die sie begleitete. Und Konstanze erinnerte sich des Abends in Yalta, da sie zum erstenmal les petits oiseaux gesungen; das war ja das erste Lied, dazu er sie begleitet hatte. Ihre Stimme wurde stark und mächtig, rein und klar wie Glockenton hallte sie durch den weiten Raum. Sie sang das einfache Lied aus tiefster Seele. Ihr war's, als säße sie wieder in dem kleinen dunklen Salon des Hotels, als ziehe leise durch die geöffneten Fenster die frische Seeluft, als säße sie wieder das Meer vor sich, schimmernd im bleichen Mondenschein wie lauter Silber und die funkelnden Sterne des Südens und die flimmernden Lichter Yaltas. Es war ihr, als töne die Geige wie aus der Ferne an ihr Ohr und dazu das Brausen der Wogen. Sie hatten geendet.

„Ach, wie schön,“ sagte die Fürstin, „wie lieb von Dir, Sergei, daß Du doch meinen Wunsch erfüllst.“ Sie wollte ihn küssen, er aber machte sich rasch an seiner Geige zu schaffen. Konstanze hatte nichts bemerkt. Er war nie unfreundlich gegen seine Frau, aber auch nie recht freundlich, obgleich sie ihn sehr liebte. Einmal sagte sie zu Konstanze:

„Ich bitte den lieben Gott um nichts weiter, als nur mir Sergei und sein Herz zu erhalten; ich würde sterben, wenn ich ihn hingeben müßte.“ Und Konstanze lächelte bitter.

„Es starb noch kein Mensch an Herzeleid,“ sagte sie.

„So, meinen Sie,“ erwiderte die Fürstin mit blühenden Augen, „und wenn Gott den Tod nicht schickt, was hindert den Menschen dann, den Tod zu suchen und zu finden!“

„Gibt es denn gar nichts, was Sie halten würde, wenn der Fürst einmal sterben sollte, was Gott verhüten möge?“ fragte Konstanze.

„Gar nichts,“ antwortete die Fürstin, „wir haben keine Kinder, und wenn ich Kinder hätte, so würde ich sie verlassen, um mit Sergei zu gehen. Ich habe ihn lieb gehabt, so lange ich denken kann, er ist ein entfernter Verwandter von uns und wurde in unserem Hause erzogen, weil er seine Eltern verloren hatte. Ich war, als er zu uns kam, drei Jahre alt, und er acht. Er war immer gut zu mir; wenn meine Brüder mich neckten und quälten, hat er mich allemal in Schutz genommen. Und wie ich gewachsen bin, so ist auch diese Liebe mit mir gewachsen; als ich vierzehn Jahre zählte, hörte ich einmal zufällig die Eltern von meiner Zukunft sprechen, und die Mutter sagte: „Am allerbesten für Marie war's, wenn sie Sergei heiraten würde, er besitzt alles, was sie glücklich machen könnte: Reichthum, Rang, alten Namen und vor allem ein gutes, treues Herz.“ Von dem Augenblick an wußte ich, daß ich ihn nicht liebte wie eine Schwester den Bruder, sondern wie eine Braut ihren Verlobten, obgleich ich noch ein halbes Kind war. Er war damals neunzehn Jahre alt und reiste viel in der Welt umher, um zu lernen, wie man mir sagte. Wie sehr ich mich in dieser Zeit nach ihm gesehnt habe, ich kann es Ihnen nicht sagen, jeden Tag wartete ich auf ihn, aber er kam immer nicht und Nachricht nur sehr selten. Endlich war er des Wanderns müde und kam zurück; wie glücklich ich war, kann ich Ihnen nicht beschreiben, aber er hatte sich verändert, er war noch immer freundlich und gütig zu mir, doch ich fühlte nur zu deutlich, daß er mich nicht so liebte wie ich ihn. Er neckte mich nicht mehr, er las und musizierte nicht mehr mit mir, er unterhielt sich lieber mit meiner Mutter als mit mir, und bald, gar zu bald ging er wieder von uns; da verweltete ich wie eine Blume, der man das Wasser entzogen, ich hatte keine Lust zum Leben, ich saß den ganzen Tag in einer Ecke, ohne mich zu beschäftigen, an den Vergnügungen anderer jungen Mädchen nahm ich keinen Theil, ich fühlte, wie meine Kräfte abnahmen. Meine Eltern waren sehr besorgt um mich, die berühmtesten Aerzte wurden zu Rat gezogen, aber mir half keine Medizin und keine Bäder. Es waren wohl drei Jahre so hingegangen, und ich wurde immer schmaler und blässer, da wurde mein guter Vater sehr krank; wir alle hofften, es würde bald besser mit ihm werden, er aber wußte, daß er sterben werde. Wir haben ihn treu gepflegt, Mama und ich, aber Gott wollte ihn uns nicht lassen, er verlangte sehnlich, noch einmal Sergei zu sehen, und nachdem er ihn gesehen, ist er still und sanft eingeschlafen. Und Sergei blieb bei uns, er war sehr, sehr traurig über Papas Tod, sie hatten sich sehr geliebt, stundenlang schloß er sich in sein Zimmer ein und ließ sich vor niemand sehen, er hat sich überhaupt seit jener Zeit sehr verändert. Er war wie ein Fremder zu mir, und ich wurde immer kränker und schwächer; ich glaube, meine Mutter verging fast vor Angst, denn mein älterer Bruder war das Jahr vorher in Nizza gestorben, und sie hatte nur uns beide noch, mich und meinen jüngeren Bruder.

„Ich saß eines Tages auf dem Balkon mit Decken umhüllt, da kam er zu mir, und war wieder einmal freundlich zu mir, wie ich ihn schon lange nicht gesehen.“

„Du bist heute sehr blaß, Cousinchen,“ sagte er, „fährst Du Dich nicht wohl?“

„Mir ist ganz gut,“ erwiderte ich, „und ich hoffe, daß ich bald gar keine Schmerzen mehr zu leiden haben werde.“

„Keine Schmerzen?“ wiederholte er wehmütig; „glaube mir, Schmerzen haben alle Menschen, so lange sie auf dieser Erde sind.“

„Das weiß ich wohl,“ sagte ich, „aber ich hoffe, bald zu meinem Vater zu kommen.“

„Da sah er mich mit einem entsetzten Blick an, ich werde ihn mein Leben lang nicht vergessen.“

„Das darf nicht sein, Marie, nein, Du mußt meine Frau werden,“ rief er, und er nahm mich in seine Arme und küßte mich, dann kam Mama, sie segnete uns, und Konstanze, können Sie sich's denken, ich wurde langsam gesund. Ich hustete nicht mehr, ging wieder im Hause umher, arbeitete wieder, ging und ritt spazieren; meine Kräfte nahmen langsam, aber stetig zu, und nach einem Jahre war ich ganz so frisch und elastisch wie vor meiner Krankheit. Ach, Konstanze, ich war wohl die glücklichste Braut, die es je gegeben! Was soll ich von meiner Seligkeit reden, Sie werden es ja auch einmal erfahren, nur eines macht mir Kummer, ich finde nämlich, daß er noch jetzt unter dem Einfluß von Papas Tod leidet; er ist finster, nicht wahr, Konstanze? und das war er früher nicht. Wenn Sie ihn früher gekannt hätten, so würden Sie mir beistimmen, es gab keinen heitereren, fröhlicheren Charakter, und jetzt ist er oft genug mürrisch. Doch das thut nichts, ich will es geduldig ertragen, wenn der liebe Gott ihn mir nur läßt. Sehen Sie jetzt ein, daß ich sterben würde, wenn er mich verlösse?“

Konstanze war sehr ernst geworden. „Ja,“ sagte sie einfach. „Er hat recht daran gethan, Marie Fedorowna zur Frau zu nehmen,“ dachte sie, „denn er würde keine finden, die ihn so heiß liebt.“

Er spielte jetzt oft die Geige, aber immer Melodien, die Konstanze ins Herz schnitten, so wehmütig, so traurig waren sie. „Er muß seinen Onkel doch sehr geliebt haben,“ dachte sie, „daß der Tod desselben im Stande war, ihn so furchtbar zu erschüttern, ihn so zu verändern.“

Desters fuhr er hinaus, meistens für mehrere Tage, auf seine Güter in der Steppe, aber immer allein, wie sehr auch Marie Fedorowna bat, ihn begleiten zu dürfen; dann saß er wieder tagelang in seinem Zimmer, wo er sich mit dem Studium der Naturwissenschaften beschäftigte. (Schluß folgt.)

Englische Touristen in einem Moselstädtchen.

(Bild S. 542.)

Das Moselblümchen, jener kräftige, duftige Weichwein, hat unzählige Verehrer, und das mit Recht. Muß es auch bescheiden hinter dem stolzen Bouquet der Rheinweine zurückstehen, so blüht es doch gar lieblich in seiner stillen Bescheidenheit und erfreut des Menschen Herz nicht minder wie jene. Die Engländer lieben neben allen anderen Merkwürdigkeiten auch die Naturschönheiten, und dabei sind sie ebenfalls einem guten Tropfen nicht abgeneigt. Kein Wunder, daß sie daher scharenweise in das reizende Moselstädtchen gepilgert sind, in welchem sie uns nun unter Zeichner vorführt. Da sind sie denn mit ihrem Reisehandbuche erschienen, um gewissenhaft zu vergleichen, ob denn die Wirklichkeit in allen Stücken der im Buche gelieferten Beschreibung entspreche. Sie sehen sich alles sehr genau an, und bewaffnen selbst für Objekte in nächster Nähe ihre Augen. Die Reisezeit ist jetzt wieder da. Wer das Bild anfiehet mit der schönen, malerischen Scenerie, dem regt sich die Wanderlust im Herzen, der möchte selbst hinaus in die Weite. Wie man sich einer jöge gerne aus, um das wunderbare Moselblümchen zu suchen und sich an demselben zu erbauen.

Uriel Acosta und Judith van der Straten.

(Bild S. 543.)

Moziz Gottlieb, jener Maler, der die Aufmerksamkeit schon bei seinem Erstlingswerk „Sphod und Jessica“ auf sich gelenkt, hat sich bei diesem eindrucksvollen Bilde mehr an den Dichter gehalten, als an die Geschichte. Es ist bekannt, daß Gushlow sich nicht nur in seinem Trauerspieler mit der interessanten Figur Uriel Acostas beschäftigt hat, sondern daß er ihm auch in seinen „Sadducäern von Amsterdam“ eine wichtige Rolle zugeteilt hat. Es ist gerade mit Rücksicht auf die eben genannten Dichtwerke vielleicht nicht ganz überflüssig, das hervorzuheben, was in der Lebens- und Leidensgeschichte Uriel Acostas geschichtlich ist. Der jüdische Reformator hatte christliche Eltern, wenn auch seine Familie ursprünglich eine jüdische war, die nur unter dem Druck der grausamen Judenverfolgungen in den Schoß der alleinseligmachenden Kirche trat. Im Jahre 1594 zu Oporto geboren und in der katholischen Religion erzogen, entschloß er sich, nach erlangter geistlicher Reife zum Judentum überzutreten. Doch auch hier fand er keine geträumten Ideale nicht verwirklicht, er trat als Reformator auf, wodurch er, der sich schon den Haß der Katholiken zugezogen hatte, sich nun auch mit den Juden entzweite, die ihn in grimmiger Verfolgungssucht zu vernichten strebten. Jahrelang wurde er gequält, bis er sich, gebrochen an Leib und Seele, nachdem er auch seine Geliebte, Judith van der Straten, in sein unheiliges Verhängnis gezogen, zu einem schimpflichen Widerruf herbeiließ. Das ist der Uriel Acosta der Geschichte, und der Leser wird wohl nicht ohne warme Teilnahme die sinnenden Blätter betrachten können, welche ihm unser Künstler verliehen, die freilich auch mehr an den Uriel Acosta Gushlows als an den der Geschichte gemahnen mögen.

General Julius Verdy du Vernois, der neue Kriegsminister.

(Porträt S. 546.)

Unter den Neuerungen, die sich seit der Regierung unseres jetzigen Kaisers vollzogen haben, dürfte wohl der Wechsel in der Person des Kriegsministers von der größten Tragweite sein. Der bisherige Kriegsminister Bronsart von Schellendorf war als einer der jüngsten Generalleutenants am 3. März 1883 dazu berufen worden, den General von Ramele in der Verwaltung des Kriegsministeriums, das dieser zehn Jahre lang geleitet hatte, abzulösen, er war in der Schule des Grafen Moltke ausgebildet und führte die Heeresverwaltung durchaus in Moltkeschem Geiste. Er prüfte jede vorgelegte Aenderung sorgfältig und bedächtig, führte dieselbe dann aber, nachdem er sie einmal als erprobt gefunden, mit Entschlossenheit und Thatkraft durch. Sicherlich hat diese sorgfame und genaue Art der Erwägung den Finanzen des Reiches wiederholt zum Vorteil gereicht, und wenn es vielleicht vorgekommen ist, daß eine Aenderung, noch ehe sie durchgeführt, von einer andern überholt war, so lag die Schuld in erster Reihe an den raschen Fortschritten der modernen Technik, denen eine große Verwaltung nicht kritisch, nicht ohne längere eingehende Prüfung folgen darf. Während der sechsjährigen Amtsdauer des Ministers Bronsart von Schellendorf sind verschiedene sehr wichtige Befehle und Neuordnungen in Kraft getreten: das Septennat, das neue Wehrgesetz, die Einführung des Magazingewehrs, die neue Felddienordnung, die Ablegung der Kürasse, die versuchsweise Ausrüstung der Kürassiere, Husaren und Dragoner mit Lanzen, die neuen Reglements für die Kavallerie, Infanterie und Feldartillerie, die Einführung des Kleinkalibergewehrs und anderes mehr; und wenn diese großen Veränderungen auch zum Teil der Initiative anderer Männer zu verdanken sind, so gebührt dem General Bronsart von Schellendorf doch der Dank für die Lösung einer großen Anzahl sehr wichtiger Fragen, bleibt ihm doch der Ruhm, die deutsche Armee in der Bewaffnung im großen und ganzen auf der Höhe der Zeit, jumeist sogar den anderen Heeren überlegen, erhalten zu haben.

Der neue Kriegsminister General Verdy du Vernois, der



Pariser Weltausstellung 1889: Der Eiffelturm. (S. 532.)

nur wenige Monate jünger ist als sein Amtsvorgänger, zu gleicher Zeit mit diesem Lehrer an der Kriegsakademie war und gleich ihm das Wort und die Feder in hohem Grade beherrscht, gilt als ein Mann von großer Initiative, rascher Entschlossenheit und scharfem, klarem Verstand, als ein genial veranlagter Offizier, dessen bisheriges Auftreten und Wirken einen bemerkenswerten Ideentreitum, eine charakteristische Ursprünglichkeit in seinem ganzen Schaffen verraten.

General Julius Verdy du Vernois, der Sprößling einer ursprünglich französischen altadeligen Familie, ist am 19. Juli 1832 zu Freistadt in Schlesien geboren. Der Großvater des Generals war, einem Rufe als Erzieher der Kinder des Prinzen Ferdinand folgend, Ende vorigen Jahrhunderts aus Frankreich nach Preußen übergesiedelt. Der Vater des jetzigen Ministers trat 1813 beim Ausbruch des Befreiungskrieges als freiwilliger Jäger in das preussische „leichte Garde-Kavallerieregiment“ ein und wurde bei Lützen schwer verwundet.

Der Minister steht jetzt in der Vollkraft des reifsten, leistungsfähigsten Alters; er ist von kräftiger, unterhaltener Figur und erfreut sich auch körperlich einer seltenen Frische und Elastizität.

Verdy wurde im Kadettenkorps erzogen und trat mit achtzehn Jahren in das 3. pommerische Infanterieregiment No. 14 ein. Schon früh zeigte er eine hervorragende schriftstellerische Begabung; er bearbeitete als junger Offizier die Geschichte des 14. Infanterieregiments für die Mannschaften desselben. Mit neunundzwanzig Jahren wurde er Hauptmann. In diesem Rang verbrachte er drei Jahre, 1863 bis 1865, in Warschau im Stabe des dortigen russischen Oberkommandos. Die großen Feldzüge der letzten Jahrzehnte machte er in wichtigen Stellen im preussischen Generalstab mit; den Feldzug in Böhmen 1866 als Major im Generalstab des Oberkommandos der zweiten Armee, den Krieg 1870 bis 1871 als Abteilungschef im Großen Generalstab, in welchem er auch nach dem Friedensschluß verblieb. Im Jahre 1876 wurde er zum Generalmajor, 1879 zum Direktor des Allgemeinen Kriegsdepartements im Kriegsministerium ernannt. In dieser Stellung rückte er zwei Jahre später zum Generalleutnant auf. Im Jahre 1883 übernahm er das Kommando der ersten Division zu Königsberg in Preußen. Zuletzt war er als General der Infanterie Gouverneur von Straßburg, woher ihn jetzt das Vertrauen des Kaisers an die Spitze der Militärverwaltung berufen hat.

Der neue Kriegsminister gehört seit langen Jahren zu den bemerkbarsten Erscheinungen in der Armee; er hat sich als Militärschriftsteller einen glänzenden Namen erworben. In hervorragender Weise hat Verdy, der 1871 der kriegsgeschichtlichen Abteilung des Großen Generalstabs angehörte, an dem trefflichen Werk über den deutsch-französischen Krieg mitgearbeitet.

Der Minister liebt auch das Wort, er bevorzugt die mündliche Erledigung der Dienstangelegenheiten und soll der übermäßigen Belastung der Truppen mit bürokratischen Schreibereien überhaupt nicht sonderlich zugethan sein.

Durch mehrfache längere Reisen in das Innere Rußlands, nach Oesterreich, Italien, Schweden, den Niederlanden und der Schweiz ist der Minister mit den Zuständen dieser Länder wohl vertraut.

General Verdy du Vernois war als hervorragender Generalstabsoffizier hochgeschätzt; es wird sich unter dem neuen Minister daher voraussichtlich ein innigeres Zusammengehen zwischen den Leitern der Militärverwaltung und der Generalstabsführung des Grafen Waldersee ergeben, als dies bisher der Fall war.

Der Kaiserpalast in Straßburg.

(Bild S. 516.)

Nicht nur die bauliche Unsicherheit der ehemaligen Präfektur, sondern auch die räumliche Beschränktheit des Hauses, das zugleich dem Statthalter zur Wohnung dient, forderte für die Hauptstadt des Reichslandes den Bau einer Kaiserpfalz, in der außer dem Kaiser und zahlreichem Gefolge auch noch einige fürstliche Gäste eine würdige und bequeme Unterkunft finden können. Der aus dem Straßburger Boden aufgewachsene Kaiserpalast hat aber auch eine bedeutsame politische Seite: Der zu beiden Seiten der Vogesen oftmals angezeigten Dauer der deutschen Herrschaft wurde hiedurch eine deutlich redende Urkunde in Lapidarschrift ausgestellt, deren Siegel, die von zwei deutschen Herolden geschmückte Kuppel, weithin ins Land schaut. Wenn das Reich seinem Kaiser einen solchen Palast zur zeitweiligen Wohnung bot, mußte die Ansicht von einer „vorübergehenden Occupation“ wohl hinfällig werden.

So wurde denn eine Summe von 2,600,000 Mark zum Bau ausgeworfen, die sich bis auf eine Nachtragsforderung von 60,000 Mark, welche hauptsächlich zur Beseitigung der inneren Einrichtung bestimmt ist, zur Ausführung des Planes als hinlänglich erwies. Das Mobiliar der etwa zweihundert Räume, darunter vier größere Säle, stellte sich auf etwa 250,000 Mark.

Der Landesbauinspektor Eggert aus dem Ministerium der öffentlichen Arbeiten in Berlin zeichnete den Bauplan, den er nach allerhöchster Anerkennung auch in feinerer Wirklichkeit verwandeln durfte. Der kaiserlichen Generaldirektion der Reichseisenbahnen in Straßburg wurde das Geschäftliche übertragen, und deren technisches Haupt, der bewährte Oberregierungsrat Funke, führte die Oberaufsicht über den Bau, zu dem nach Vollendung der Fundamente am 22. März 1884 zur Feier des siebenundachtzigsten Geburtstages Kaiser Wilhelms der erste Stein gelegt wurde.

Der Platz, auf dem der nunmehr vollendete Palast steht, ist für die Geschichte der Stadt und des ganzen Reichslandes bedeutungsvoll. Die alte Umwallung auf der Nordfront der Festung, in die hier — zwischen Steinthor und Judenthor — unter dem Feuer der Belagerungsbatterien einschlagende Breche gelegt worden war, wurde zu Ende der sechziger Jahre ganz entfernt, und Hauptwall, Graben und ein Teil vom Glacis gaben den Bauplatz für den Palast her, in welchem nun der Kaiser seines friedlichen Amtes waltet, wenn er die alte Reichsstadt mit seinem hohen Besuche beehrt.

Der Grundplan des in italienischer Renaissance gehaltenen

Baues, der fast durchweg in großen Buckelquadern von grauem Sandstein aufgeführt ist, bildet ein geschlossenes Viereck, das, von dem Haupttrakt durchzogen, rechts und links kleine Nebenhöfe enthält. Der Haupttrakt, vorn mit der Eingangshalle beginnend, umschließt das Treppenthaus und darüber die großen Festhölle und endigt an der Hinterseite des Gebäudes in einem architektonisch sehr wirksamen halbkreisförmigen Anbau, der im Hauptgeschoß riesenhafte Rundbogenfenster zeigt. Auf der Vorderseite tritt die Eingangshalle so weit aus der Front heraus, daß eine breite Auffahrtstrampe unter dem Balkon Platz findet. Auf der Spitze des Giebels steht die Friedensgöttin, deren vergoldete Flügel und ebenbürtige Palme in der Sonne leuchten. Die Kuppel ist an den vier Seiten durchbrochen, um einem Glacis über dem Audienzsaal das nötige Oberlicht zuzuführen. Die Höhe von der Straße bis zur Bekrönung der Kuppel beträgt 38 Meter. Die beiden aus Kupfer getriebenen Herolde auf der Spitze, die den Flaggennast halten, messen 3,40 Meter. Die Wohnräume des Palastes, auf die wir in diesen Blättern später noch zurückzukommen gedenken, sind derart verteilt, daß im Hauptgeschoß rechts der Kaiser, links die Kaiserin wohnen werden. Das untere Geschoß ist für den Kronprinzen (nach den früher bestehenden Verhältnissen) und für fürstliche Gäste bestimmt. Die Kavaliers- und Damen des Hofstaates finden im Obergeschoß Wohnung.

Der ganze mit wahrhaft künstlerischen Bildwerken fast überreich geschmückte Bau liegt derart erhöht, daß die ihn von drei Seiten umgebenden Parkanlagen nach außen hin abfallen. Auf der vierten, der vorderen Seite breitet sich, ebenfalls etwas tiefer gelegt, ein vieredriger Platz aus, der, mit grünen Anlagen geschmückt, bestimmt ist, in nicht zu ferner Zeit das eiserne Reiterstandbild Kaiser Wilhelms I. aufzunehmen.

Die übrigen drei Seiten des Kaiserplatzes sind für andere öffentliche Zweckbauten vorbehalten, von denen das Parlamentsgebäude für die Volksvertretung des Reichslandes sich bereits aus dem Boden erhebt und die Universitäts- und Landesbibliothek, die vorläufig noch auf dem Papier steht, ebenfalls einen Platz angewiesen erhalten hat.

Vom Hauptportal des nach allen Seiten frei aufragenden, mächtig hingelagerten Palastes schneit der Blick durch eine breit angelegte Straße über den Altsitz auf das Kollegiengebäude der Kaiser Wilhelms-Universität. Auf der rechten Seite, am jetzigen Ufer des in alter Zeit als Wallgraben dienenden Kanals, erhebt sich das Stadtheater und daneben der Statthalterpalast (ehemalige Präfektur), zwischen denen man auf die städtische Promenade, den Broglieplatz und darüber hinaus in die Hauptverkehrsader, die Reisinggasse, gelangt, so daß am Kaiserplatz die vornehmsten Quartiere des alten und des neuen Straßburg zu einem harmonischen Ganzen verschmelzen. A. L.

Der Eiffelturm und sein Erbauer.

(Portrait u. Bild S. 550 u. 551.)

Der zur Wirklichkeit gewordene himmelführende, viel gepriesene, viel geschmähte Wunderbau des französischen Architekten ist wohl all unsern Lesern bereits bekannt — wer hat nicht schon von ihm gehört, nicht schon von ihm gelesen?

Die Pariser Weltausstellung von 1889 ist seit 6. Mai eröffnet. Auf dem Terrain derselben, all das emsige Treiben hoch überragend, steht die größte Merkwürdigkeit, der Eiffelturm, in der Höhe von 300 Meter empor, ein wahrer „Eisenpyram“. Unmöglich, den Eindruck zu beschreiben, welchen der unter seinem immensen weiten Bogen Stehende empfängt. Auf mächtigen Naturfelsblöcken und Cuadern steigen die eisernen Glieder in geraden Linien zu der ungeheuren Höhe empor, in den oberen Regionen fast Spitzengewebe gleichend, die sich unentwerrbar in einander verschlingen. Die auf und nieder steigenden Menschen unterseidet man bis zum ersten Plateau. Von da ab erscheinen sie winzig und unbedeutend, bis sie in dem Eisenwirrwarr völlig verschwinden. Dieser Riesenurm ist der höchste jemals von Menschenhänden errichtete Bau, eine Eisenmasse von nicht weniger als 7,3 Millionen Kilogramm Gewicht. Die Errichtung dieses gigantischen Werkes hat eine verhältnismäßig kurze Zeit in Anspruch genommen. Am Ende des Jahres 1887 stand davon nichts weiter als der Unterbau mit den vier Pfeilern, welche die erste Plattform in der Höhe von 53 Meter tragen. Ein halbes Jahr später, am 14. Juli 1888, konnte zur Feier des Nationalfestes in der Höhe von 115 Meter ein Feuerwerk abgebrannt werden. Am 31. Januar 1889 war die Höhe von 250 Meter erreicht, und Ende Februar programmäßig die oberste, 275 Meter hohe Plattform vollendet. Darüber ragt noch ein 25 Meter hoher, laternenartiger Aufbau hinaus, so daß die Gesamthöhe des Turmes 300 Meter beträgt. Die Erstiehung geschieht auf Treppen, doch sind auch vier hydraulische Aufzüge angebracht, welche die Besucher zu den verschiedenen Plattformen, auf denen Schenkstätten errichtet sind, emporfahren sollen. Dreierlei Besuchsorten werden ausgegeben, und zwar ist es dabei gleichgültig, ob man die Stufen emporklimmt oder sich hinaufziehen läßt. Blaue für 5 Franken bis zur Spitze, weiße für 3 Franken bis zur zweiten und rote für 2 Franken bis zur ersten Plattform. Für dieses Geld kann jeder den ganzen Tag oben bleiben. Zu gleicher Zeit können nach einer angestellten Berechnung 10,000 Personen in den verschiedenen Teilen des Turmes Platz finden. Sein genialer Erbauer ist der französische Ingenieur Eiffel. Geboren 1832 zu Dijon hat er seinen Ruhm schon durch Teilnahme an anderen großartigen Bauwerken begründet, so durch die Brücken von Bordeaux und Ségébin, und den gewaltigen Viadukt von Oarabit. Er ist Bögling der Ecole centrale und Offizier der Ehrenlegion.

Die Sklavenfrage in Ostafrika.

Ansichten vom Nyassasee.

(Bild S. 547 u. 553.)

Die in jüngster Zeit mit so großer Energie wieder aufgenommenen Bestrebungen Englands, Deutschlands, Italiens,

Portugals und Frankreichs zur Befämpfung und gänzlichen Unterdrückung des Sklavenhandels in Afrika haben das Interesse von ganz Europa in erhöhtem Maße auf diesen Kontinent, namentlich auf Zentral- und Ostafrika gerichtet.

Das Jagdrevier der Sklavenjäger nimmt einen ungeheuer großen Landstrich ein, der sich vom Quellgebiete des Kuango oder Kaffai bis zum Nyassasee und über diesen noch weiter östlich erstreckt, bis zum Zusammenflusse des Rowuma und Lonjanda, in der Breite demnach etwas mehr als vier Längengrade bedeckt. Nördlich von diesem kolossalen Jagdrevier befindet sich ein kleineres, das vorzugsweise von dem berühmten Tippu-Tipp ausgebeutet wird, dessen Sklavenjäger von Jambuja am Aruini aus den Kongo aufwärts bis zum Tanganjasee und von dessen Ostküste bis zum Viktoria-Nyanza streifen. Der Weg nach dem Westen ist den Sklavenkarawanen Tippu-Tipp's verschlossen.

Bei der Stadt Tabora im Lande Unyamwe, zwischen dem Tanganjasee und der Westgrenze des deutschen Schutzgebietes in Ostafrika, ist der Knotenpunkt des ganzen Sklavenhandels. Hier treffen die Karawanen ein, welche aus dem ganzen großen Gebiete zusammengebracht wurden; hierhin geben die Sklavenhändler der verschiedenen Stationen am See und der südlicheren Gebiete ihre lebendige Ware ab. Von Tabora geht die weiter nach Pangani, Sansibar, Kilwa und Lindi. Je weiter nach Osten, je mehr steigt ein Sklave im Preise; während er auf der Westküste des Tanganjika nur fünf Pfaster betrug, ist er auf der entgegengekehrten Seite bereits bis auf fünfzehn gestiegen und beträgt in Tabora schon dreißig Pfaster. In Sansibar, wo der Handel nur geheim betrieben werden darf, kostet ein Sklave zwischen sechzig bis hundert Pfaster.

Auf der angegebenen Karawanenstraße herrscht der bedeutendste Verkehr, es werden sich demnach alle Angriffe zur Unterdrückung des Sklavenhandels zunächst gegen dieselbe richten müssen; auch ist es möglich, daß es einer über die ganze Küste ausgedehnten und streng durchgeführten Blockade gelingt, die Ausfuhr und somit den Handel mit Sklaven überhaupt zu verhindern oder wenigstens bedeutend einzuschränken; von größerer Wirkung würde es jedoch entschieden sein, wenn man die Vernichtung der Stationen der Händler am Tanganjika, die Vertreibung der Karawanenführer von Tabora und die Befämpfung der Sklavenjäger mit Wassengewalt ins Auge faßte, auch alle jene streng bestrafte, welche den Arabern als Zuträger dienen. Diese Zuträger streifen in kleinen Trupps durch das Land, überfallen einzelne Regier und Weiber und schleppen sie den Händlern zu für einen wertlosen Ring, ein Stück Tuch und dergleichen.

Am wirksamsten dürfte die Sklaverei in Zentral- und Ostafrika, indes nur durch Bezeugung und Kultivierung des ganzen Küstenstriches bekämpft werden, wenigstens ist das die übereinstimmende Ansicht aller, welche mit den dortigen Verhältnissen sich vertraut gemacht haben.

Die Aufstände der Araber in Zentral- und Ostafrika, welche so verderblich für den Besitz der deutschen ostafrikanischen Gesellschaft geworden, ist keineswegs mehr allein ein Kampf zwischen Humanität und Barbarei zwischen arabischen Sklavenhändlern und europäischen Kulturträgern, sondern vornehmlich ein solcher zwischen Mohammedanern und Christen geworden. Die christlichen Missionen in Uganda, namentlich die mit mehr Fanatismus als richtigem Eifer betriebene katholische Agitation haben die bittersten Früchte getragen und den Ausbruch des Aufstandes der Araber gereizt. Ferner geht aus allen unparteiisch gehaltenen Berichten klar hervor, daß nicht die angebliche Mißregierung der Deutschen an der Küste für diese Unruhen verantwortlich zu machen ist, sondern nur das hochmütige Auftreten der englischen Missionare in Uganda, dessen König sie fortwährend durch die Drohung einzuschüchtern versuchten, daß England für die Ermordung des Bischofs Hannington Rache nehmen würde.

Sehr viel zur Gefährdung des deutschen Ansehens in Afrika tragen auch die Schwierigkeiten bei, welche die Engländer überall den kolonialen Bestrebungen derselben in Afrika zu bereiten versuchen, nicht allein in Ostafrika, sondern auch an der Westküste, in Damaraland und so weiter. Es wird der deutschen ostafrikanischen Gesellschaft mit Unterstützung des Reiches und unter Benützung der sicherlich nicht ausbleibenden Wirkung der verschiedenen in der Ausrüstung begriffenen Expeditionen zur Unterstützung Stanley's und Emin Paschas, gewiß gelingen, sich in kurzer Zeit wieder in den Besitz der durch den Aufstand verlorenen Positionen zu bringen und dann ihre kolonialistische Tätigkeit in etwas bedachtamerer Weise wieder aufzunehmen. Wäre namentlich gegen Buschiri ben Salam, den Hauptanführer des Aufstandes in Pangani und Bagamoyo, von Anfang an energischer eingeschritten worden, so wäre der weiteren gefährlichen Ausbreitung desselben gewiß vorgebeugt worden, denn erst zwei Wochen später versuchten die Araber der anderen Küstenplätze ein Gleiches, nachdem sie gesehen, mit wie leichter Mühe ihre Stammesgenossen in Pangani die deutsche Verwaltung beseitigt hatten. Die Hauptmasse der Aufständischen ist aus den Arabern des Küstengebietes mit ihren Sklaven, den Bewohnern der benachbarten Dörfer und den Karawanenleuten gebildet, welche demjenigen folgen, der gerade die Gewalt im Lande in Händen hat. Durch den in aller jüngster Zeit erfolgten Sieg des deutschen Reichskommissars, Hauptmann Wissmann, über Buschiri bei Bagamoyo ist ein sehr glücklicher Anfang mit der Niederwerfung des Aufstandes in Ostafrika gemacht; der moralische Eindruck dieses energischen Vorgehens, das von einem so vollständigen Erfolge begleitet war, wird ein ganz gewaltiger sein, namentlich auf die Regersklämme, welche meistens nur gezwungen der Sache der arabischen Hauptlinge dienen. Der ebenso schnelle wie erfahrene Anführer der deutschen Militärkräfte in Ostafrika wird es schon verstehen, durch freundliches Entgegenkommen im Verein mit der erforderlichen Nachteilsfaltung den Eingeborenen gegenüber die Folgen der zahlreichen Mißgriffe wieder gut zu machen, welche sehr viele Beamte der deutsch-ostafrikanischen Gesellschaft durch ihre brutale Behandlung der Regier und wohl auch der Araber begangen haben, Mißgriffe, durch welche die genannte Gesellschaft an den Rand des Unterganges gebracht worden ist. Die ganze Arbeit der Kolonisierung von Deutsch-Ostafrika muß größtenteils von neuem begonnen werden.

Aber nicht allein gegen die Deutschen in Ostafrika haben sich die Feindseligkeiten der Araber gerichtet, auch die Ansiedlungen der Engländer an den Ufern des Nyassasees wurden von denselben angegriffen. Dieser See wurde im Jahre 1875 von

Dr. Livingstone entdeckt und seine Ufer für sehr geeignet zur Errichtung von Ansiedlungen erklärt; infolge dessen entstand bereits in demselben Jahre die Niederlassung Livingstonia am südlichen Ende des Sees auf dem westlichen Ufer. Der See erstreckt sich 200 Meilen (engl.) lang von Süden nach Norden zwischen dem 9. und 15. Grad südlicher Breite und ungefähr längs des 34. Grades östlicher Länge von Greenwich; seine Breite beträgt durchschnittlich zwischen 15 und 18 Meilen. Der See nimmt zahlreiche bedeutende Wasserläufe in sich auf und ist umgeben von außerordentlich fruchtbarem Boden, der sich bis zu den Hügeln und Bergketten hinaufzieht.

Livingstonia selbst liegt in einer kleinen Einbuchtung am Fuße der Rangunihügel, ist indes infolge der benachbarten sehr ausgedehnten Sümpfe so ungesund für Europäer geworden, daß diese sich genötigt gesehen haben, nach Vandaue, weiter nördlich gelegen, auszuwandern. Gleichzeitig mit der Gründung von Livingstonia traten auch mehrere Missionsstationen an den Ufern des Sees ins Leben, welche längere Zeit ziemlich unbehelligt von den Arabern geblieben sind, nachdem der erste Widerstand glücklich überwunden. Seit der Zeit, daß man begonnen, mit energischen Schritten gegen die Sklavenhändler vorzugehen, zeigten sich

von Eisenstein und Delfrüchten, so ist der Boden doch außerordentlich fruchtbar, und bereits haben europäische Ansiedler begonnen, Gummi und Chinarinde mit günstigem Erfolge zu kultivieren; weniger Erfolg haben sie mit dem Anbau von Kaffee erzielt.

Die Mitglieder der verschiedenen Missionsgesellschaften, welche am Nyassasee Niederlassungen gegründet, haben mit vieler Klugheit den großen Fehler so vieler ihrer Kollegen, mit überstürztem Eifer und Fanatismus ausschließlich ihr Augenmerk auf die Belehrung der Neger zu richten, vermieden; sie waren vor allen Dingen bemüht, die Eingeborenen gleich nach Errichtung der Stationen mit leicht zu erlernenden Handwerken, mit größtem Comfort in ihrer Lebensweise und vergleichen mehr vertraut zu machen, was ihnen auch in überraschender Weise gelungen ist. Besonders erfolgreich war in dieser Hinsicht die Missionsstation Livingstonia, deren Pfarrhaus Bild Nr. 5 der Illustration zeigt.

Die britische African Lakes Company, welcher die Niederlassungen am See und in den umliegenden Landstrichen gehören, unterhält sowohl auf dem Nyassa selbst als auch auf dem unteren Laufe des Shire mehrere Dampfer, von denen die letzteren zur Verbindung mit dem Sambesi dienen. Die Dampfer aus dem Sambesi können bis zu der Station Katunga den Shire hinauffahren; dort machen mehrere Reihen von Wasserfällen die Schifffahrt unmöglich, weshalb die Dampfer daselbst gelandet und ihre Ladung hienach englische Meilen weit über das Hochplateau des Shire bis zur Station Matopa getragen werden muß, wo der Fluß wieder schiffbar wird und ein zweiter Dampfer die Fahrt bis zum Nyassa fortsetzt. Auf dem See selbst gehen kleinere Dampfer hinaus bis Mbunga am Nordende des Sees. Bild Nr. 3 zeigt uns einen solchen kleinen Dampfer, den „Charles Janßen“, welcher Eigentum der Universitätsmission in Livingstonia ist.

Auf dem Wege von Katunga über das Plateau bis Matopa sind mehrere Halteplätze angelegt für die Träger, welche die Ladungen von einer Station zur andern tragen müssen; Nr. 8 der Illustration veranschaulicht einen solchen Halteplatz oben im Gebirge.

Wie sehr verschieden von der Bauart der Negerdörfer in Südafrika die Dörfer der Eingeborenen am Nyassa sind, zeigt die kleine Skizze Nr. 7, welche ein Dorf der Malololo am unteren Shire darstellt. Während zum Beispiel die Kaffern und andere südafrikanische Stämme ihre Hütten meistens in Form von Vienenkörben bauen, bestehen die Wohnungen der Malololo aus einem durch leicht zusammengefügte oder geflochtene Holzränder hergestellten Raum, der durch ein hohes, kegelförmiges, dicht mit Laub und Stroh eingedecktes Dach vor der Glut der Sonne geschützt wird, während der überhängende Rand des Daches auf hölzernen Pfeilern ruht und auf diese Weise noch eine Art Veranda rings um die Hütte gebildet wird, was bedeutend dazu beiträgt, das Innere derselben verhältnismäßig kühl zu halten.

Schon Dr. Livingstone machte auf die Fruchtbarkeit und landschaftliche Schönheit des Landes in der Umgebung des Nyassa aufmerksam; die ersten Plantagen auf den höher gelegenen Teilen haben die Angaben des berühmten Afrikaforschers vollkommen bestätigt, denn dieselben versprechen lohnende Erträge. In landschaftlicher Hinsicht ist das Land vorwiegend schön und bietet die herrlichsten Ausblicke von den Höhen; indes der starke Tau des Abends und die feuchte Hitze tagsüber machen es für den Reisenden außerordentlich beschwerlich, eine Höhe zu erreichen, von welcher er eine solche Wollenbildung erblicken kann, wie die vom Mount Soko aus in Nr. 4 unserer Illustration.

Zur Kirschenzeit.

(Bild S. 553.)

„In dem Körbchen, das mein stolzes
Oft so eigensinnig liebchen
Mit den zarten Fingern hütet
Wie ein Ding, küß mich nicht an!“
Liegen meine Lieblingsfrüchte:
Große Kirschen, rot und schwarze,
Reife, volle, üpp'ge Kirschen —
Und sie gleichen und sie winken,
Müssen sicher trefflich schmecken.

Untern Hüften, das, mit Federn
Und mit Bändern reich verzieret,
Auf dem, ach, so eifersüchtig
Köpfchen meines Lieb sich stülpet,
Liegen Kirschen, schwarz und rote,
Reife, volle, üpp'ge Kirschen.
Und die schwarzen sind die Augen,
Jene großen, glanzherstellten,
Und die roten sind die Lippen.
Diese vollen, zuckerfüßen —
Doch von all den schönen Früchten,
Die doch meine Lieblingsspeise,
Scheint man heute nicht gelaunet,
Mir das Kleinste zuzuwenden;
Denn man spricht: „Ich häß' von Nachbars
Sauerfüßem Weichselbaume
Gestern abend feck genascht.“

Was zu thun jeht? — Besser leg' ich
Mich aufs Bitten und Beten,
Daß des Nachbars Kirschenorte
Nimmermehr wär' mein Geschmack. —
Erstens ist es wahr, und zweitens
Ist's ein schlimmes Ding ums Tragen,
Sonderlich zur Kirschenzeit!

Ein Hagarssohn.

Eine Geschichte aus unserer Zeit

von

Hall Caine.

Autorisierte Uebersetzung aus dem Englischen.

(Fortsetzung.)

Die Aerzte folgten in das Schlafzimmer. Mercy lag ruhig auf ihrem Bett. Ihr Gesicht war regungslos, sie hing ihren eigenen Gedanken nach. Greta stand neben dem Bett, in jedem Zug ihres schönen, ernsten Gesichtes war Seelenangst zu lesen. „Wir müssen ihr erst das Gas einzuatmen geben,“ sagte einer der Aerzte zu dem andern.

Mercy zuckte zusammen. „Wer sagte das?“ fragte sie erregt. „Mein Kind, Sie müssen ruhig sein,“ sagte der Arzt in befehlendem Tone.

„Ja, ich will ruhig sein, sehr ruhig, aber machen Sie mich nur nicht besinnungslos. Seien Sie unbesorgt, ich werde nicht schreien, nein, ich werde nicht schreien und mich nicht rühren. Ich werde alles thun, was Sie verlangen, Sie werden es selbst sagen, wie ruhig ich gewesen bin, aber kein Gas — kein Gas!“

Die Aerzte berieten sich flüsternd. „Du mußt dem Wunsch der Aerzte folgen,“ sagte Greta in besänftigendem Tone.

„O, ich werde sehr folgsam sein, ich werde alles thun, ja, und ich werde sehr standhaft sein, nicht wahr?“ Die Aerzte kehrten ans Bett zurück.

„Sehr gut, wir werden das Gas nicht anwenden,“ sagte der eine. „Sie sind wirklich ein tapferes kleines Mädchen. Nun halten Sie still — ganz still.“

Einer der Aerzte riß Leinwand in Streifen zu Binden, während der andere Mercys Kopf nach dem Licht zu wendete. Ein schwacher Laut war von der Küche her zu vernehmen.

„Hört,“ sagte Mercy, „das ist der Vater. — Er weint. — Sage ihm, er solle nicht weinen — sage ihm, es habe nichts zu bedeuten.“ Sie zwang sich zu einem schwachen Lachen. „Nun, das wird er gehört haben, gehe und sage ihm, ich habe gelacht.“

Greta verließ das Zimmer auf den Fußspitzen. Noch immer saß der alte Matthias beim erlöschenden Feuer, indem er sanft das schlafende Kind wiegte. Die Augen des Vaters waren im Gebet erhoben.

Als Greta ins Schlafzimmer zurückkehrte, rief Mercy sie zu sich und sagte sehr leise: „Lasse mich Deine Hand halten.“ Und ihre Finger schlossen sich um Gretas Hand mit nervösem Griff.

Die Operation begann. Mercy hielt den Atem an. Sie hatte das standhafte cumberlandische Blut in sich, nur einmal entschlüpfte ihr ein Seufzer. Ein tiefes Schweigen herrschte im Zimmer.

„Noch zwei oder drei Minuten,“ sagte der Arzt. „Nur noch eine Minute und alles ist vorüber.“

Im nächsten Augenblick fühlte Greta, wie ihre Hand wie mit eisernem Griff umklammert wurde.



Leibwache und Dienerschaft des Konsuls.

die arabischen Häuptlinge wieder feindselig gegen die Ansiedlungen der Engländer, heßten die friedlich gesinnten Regentürken gegen dieselben auf, indem sie ihnen in sichere Aussicht stellten, daß der auch für sie, die Häuptlinge der Negerstämme, so vorteilhafte Sklavenhandel sehr bald vollständig unterdrückt sein würde, wenn es nicht gelänge, die verhassten weißen Eindringlinge zu vertreiben oder gänzlich zu vernichten.

Infolge dieser Hegerien wurden nicht allein die Missionare, sondern auch alle europäischen Händler angegriffen; im Sommer des Jahres 1888 belagerten die Araber im Verein mit einzelnen Regentürken sogar die Niederlassung Karonga, am nordwestlichen Ende des Sees, einen der bedeutendsten Plätze der Afrikanischen Seen-Gesellschaft, welcher sich nur mit vieler Mühe gegen die Belagerer behaupten konnte.

Der Hauptstich der genannten Gesellschaft ist Mandala, etwa eine Meile von Plantyre, auf dem linken Ufer des Shire, entfernt; der Shire ist der bedeutendste südliche Abfluß des Nyassasees und verbindet diesen mit dem Sambesi; er hat eine Länge von etwa 500 Kilometern und zeichnet sich durch seine zahlreichen Katarakte und Fälle aus; auch ist er bekannt wegen der großen Menge von Krokodilen, welche sich in seinen Wassern aufhalten. Zwischen dem linken Ufer dieses Shire und dem Kilwaee erhebt sich ein Gebirgsplateau, auf welchem die Stadt Plantyre liegt, in deren Nähe eben jenes Mandala sich befindet, das wegen seiner hohen Lage als sehr gesund gilt und von den Bewohnern der durch Fieber heimgeführten Ebenen als Erholungsort besucht wird.

Dieses ungesunde Klima in den an den Ufern des Sees gelegenen Niederlassungen macht es für den Europäer ganz unmöglich, irgend welche Arbeiten in den Anpflanzungen zu verrichten, die daher ausschließlich den Eingeborenen überlassen werden müssen, vorzugsweise den zum Christentum bekehrten.

Als die ersten Missionare sich am Nyassa niederließen, gehörte fast das ganze Gebiet dem Häuptlinge Wponda, der mit großer Freundschaft die Fremden aufnahm; nach seinem Tode folgte ihm sein gleichnamiger Bruder in der Herrschaft über den Stamm, der ebenso freundschaftlich gesinnt für die Europäer ist.

Das Grab des alten Häuptlings Wponda ist eine der Sehenswürdigkeiten des Landes; dasselbe besteht aus einem großen Gebäude an der Südspitze des Sees, gegenüber von Wpondas Residenz, und ist in eigentümlicher Weise verziert. Das mit Schilf gedeckte Dach ist ganz mit weißem Baumwollzeug überzogen, das in langen Falten auch im Innern von den Pflanzen herabhängt, das eigentliche Grab liegt zwischen Nord und Süd nach Nefka gerichtet und wird von einer mit kleinen Türmchen verzierten Mauer umgeben; vor demselben ist ein Vorhang aus inländischem Stoff angebracht, der nur emporgehoben wird, wenn jemand das Grab besichtigen will, wofür eine Kleinigkeit gezahlt wird. Das Bild Nr. 2 unserer Illustration bringt eine Ansicht dieses Grabmals.

Das bereits oben erwähnte Plantyre, auf dem Plateau östlich vom Shire, ist eine Station der schottischen Mission, deren hübsche, freundliche Häuser und Blumengärten der kleinen Niederlassung einen ganz heimathlichen Anstrich verleihen. In geringer Entfernung von Plantyre, auf einem Vorsprunge des Mount Somba, liegt das neue Konsulatsgebäude für den britischen Konsul, zu dessen Verwaltungsgebiet sämtliche englische Niederlassungen am Nyassasee gehören. Obgleich der Handel dieses Landstriches zurzeit noch ziemlich unbedeutend ist, mit Ausnahme

Die Umdrehung der Erde.

Einen interessanten Versuch zum Beweise der Umdrehung der Erde teilt die „Gazer pädagogische Zeitschrift“ mit. Man stellt eine große, fast ganz mit Wasser gefüllte Glasschale auf den Boden eines Zimmers im Erdgeschoß, wo durchaus keine Störungen durch Luftbewegung oder sonstige Erschütterungen (zum Beispiel durch vorüberfahrende Fuhrwerke) stattfinden. Steht das Wasser in der Schale vollkommen ruhig, so pudert man mittelst eines dünnen Lappchens eine dünne Schicht Barlappschlamm auf die Oberfläche, jedoch ringsum nicht bis an den Rand des Gefäßes. Ist die Barlappschicht, ohne das Wasser zu bewegen, sorgfältig ausgestreut, so streut man mit Hilfe einer zusammengehalteten Karte einen Strich von Kohlenpulver über die Mitte der Barlappschicht und legt alsdann irgend einen Gegenstand an den Rand der Schale in der Richtung des Striches, um zu sehen, wie der schwarze Strich seine Lage verändert. Schon nach Verlauf einiger Stunden läßt sich wahrnehmen, daß der Strich sich von rechts nach links, gleich dem Zeiger einer liegenden Taschenuhr, herumbeugt, und zwar stets nach derselben Richtung, welche der Drehung der Erde entgegengesetzt ist. Je näher am Pole, um so rascher findet die Verschiebung statt. Das Glasgefäß dreht sich nämlich mit der Erde, das Wasser dagegen bleibt infolge seines Beharrungsvermögens ruhend in seiner Stelle und dokumentirt so durch die obige Erscheinung die Umdrehung der Erde.

„Doktor, Doktor, ich kann Sie sehen!“ rief Mercy in höchster Aufregung.

„Seien Sie ruhig,“ sagte der Doktor mit strenger Stimme. Noch eine halbe Minute, und die Leinwandbinde wurde fest um Mercys Augen gebunden.

„Doktor, liebster Doktor, lassen Sie mich meinen Knaben sehen,“ rief Mercy.

„Seien Sie ruhig,“ sagte ich, „wiederholte der Arzt.“

„Bester, liebster Doktor, nur einen kleinen, einzigen Blick! Ich habe Ihr Gesicht gesehen, lassen Sie mich auch mein Knabchen sehen!“

„Noch nicht, es ist noch nicht sicher.“

„Nur einen Augenblick, lassen Sie die Binde noch einen einzigen Augenblick weg. Bedenken Sie, Doktor, ich habe meinen Knaben nie gesehen, ich habe anderer Leute Kinder gesehen, aber noch niemals meinen eigenen Liebling. O, teurer Doktor!“

„Sie regen sich auf. Hören Sie mich an; wenn Sie jetzt sich nicht beherrschen, so werden Sie niemals Ihr Kind sehen.“

„Ja, ja, ich will mich beherrschen, ich werde sehr folgsam sein, nur schließen Sie mich nicht wieder in Dunkelheit ein. Ach, wenn ich meinen Knaben sehen könnte! Greta, bringe ihn mir; horch, ich höre sein Atmen, hole meinen Liebling her, der gute Doktor wird nicht böse darüber sein, sage ihm, wenn ich ihn sähe, so würde mich das heilen, das weiß ich gewiß.“

Gretas Augen schwammen in Thränen.

„Bleibe ruhig, Mercy, es kann alles verloren sein durch eine einzige Unvorsichtigkeit.“

Die Ärzte banden Binde über Binde und befestigten sie fest am Hinterkopf der Patientin.

„Nun, hören Sie mich noch einmal an,“ sagte einer von ihnen. „Diese Binde muß eine Woche lang über Ihren Augen bleiben.“



Der Felsküper-Pinguin. (S. 559.)

„Eine Woche — eine ganze Woche — o Doktor, Sie könnten ebenso gut sagen, für immer!“

„Ich sage eine Woche; wenn Sie sie aber abnehmen —“

„Nicht auf einen Augenblick? Auch nicht ein klein wenig?“

„Wenn Sie sie auch nur für einen Augenblick abnehmen oder ein klein wenig aufheben, so werden Sie sicher Ihr Gesicht auf immer verlieren. Denken Sie daran!“

„O Doktor, das ist schrecklich! Warum sagten Sie mir das nicht zuvor. O, das ist schrecklicher als Blindheit! Denken Sie an die Versuchung; ich habe niemals meinen Knaben gesehen.“

Der Arzt hatte die Binde befestigt und seine Stimme klang weniger streng, aber nicht weniger entschieden.

„Sie müssen mir gehorchen,“ sagte er. „Von heute über acht Tagen werden wir wiederkommen, und dann werden Sie Ihr Kind und Ihren Vater und diese junge Dame und jedermann sehen können. Aber, merken Sie wohl, wenn Sie mir nicht gehorchen, werden Sie niemals etwas sehen. Sie werden einen einzigen Blick auf Ihren kleinen Knaben werfen und dann für immer blind sein, oder vielleicht gar — sterben.“

Mercy lag einen Augenblick ruhig, dann sagte sie mit leiser Stimme:

„Lieber Herr Doktor, Sie müssen mir vergeben. Ich habe festen Willen und ich habe versprochen, folgsam zu sein. Ich werde die Binde nicht anrühren, auch nicht, um meinen kleinen Knaben zu sehen, ich werde sie niemals anrühren. Sie werden selbst kommen und sie abnehmen und dann werde ich ihn sehen.“

Die Ärzte gingen. Greta blieb die ganze Nacht über in der Hütte.

„Bist Du jetzt glücklich, Mercy?“ sagte Greta.



Pinguine und Rossyhawks. (S. 559.)

„O ja,“ erwiderte Mercy; „aber bedenke doch nur, eine Woche! Und er muß so schön werden in dieser Zeit.“
Als Greta das Kind am Abend zu sich nahm, lag eine herzinnige Freude in ihrem Gesicht, und als sie andern Morgens bei Sonnenaufgang erwachte, sang Mercy leise ein Lied vor sich hin.

In diesem Morgen versammelte sich eine Anzahl von Bergleuten beim Eingang in die Grube. Es war Zahltag. Als die Männer an der Schreibstube erschienen waren, fanden sie die Thüre geschlossen und an derselben ein Papier angeheftet mit der Anzeige: „Alle Löhne, welche heute um acht Uhr fällig sind, werden um dieselbe Stunde morgen bezahlt werden.“

Nach kurzer Besprechung gingen sämtliche Arbeiter, mit Ausnahme des Maschinisten, weiter, hin nach einem kleinen Plaze, der zur Beratung geeignet schien. Etwa hundert Schritte entfernt war eine Woldlichtung. Dahin begaben sich die zweihundert Bergleute in kleinen Gruppen mit ihren Lampen und Kannen in den Händen.
Es wurde beschlossen, eine Deputation an den Herrn



Kirchen. Gemälde von Edelsfeldt. (S. 553.)

zu senden, welche darum nachsuchen sollte, daß die Zahlung wie gewöhnlich stattfinde.
Die Versammlung blieb in lebhafter Unterredung, während die zwei redgewanttesten Bergleute als Sprecher nach der Schreibstube gingen.
Die Deputation näherte sich dem Eingang der Grube, als der Maschinist ihr zurief, daß er eben von unten

herauf das Zeichen des Herrn gehört habe, und im nächsten Augenblick kam Hugo Ritson aus dem Fahrstuhl heraus.
Er hörte die Redner an und erbot sich sogleich, sich zu den Bergleuten zu begeben und ihnen Antwort zu erteilen. Achtungsvoll traten die Leute zur Seite und scharten sich rings um ihn, während er sprach.

„Leute,“ sagte er mit seiner alten Entschlossenheit, „ich will offen mit euch reden, wie es zwischen Männern am besten ist. Ich kann euch heute morgen nicht bezahlen, weil ich das Geld nicht habe. Ich habe versucht, es anzufassen, aber vergebens! Heute nachmittag werde ich erhalten, was ihr zu bekommen habt, und morgen wird euch alles ausgezahlt werden.“

Die Vergleute sahen sich an und besprachen sich mit gedämpfter Stimme.

„Das ist ganz in Ordnung,“ sagte endlich der eine. „Man kann nicht ehrlicher sprechen,“ bemerkte ein anderer.

Aber einige waren dabei, welche sich nicht so leicht befriedigen ließen. Einer derselben drängte sich durch die Menge und sagte:

„Mister Ritson, es ist mit uns nicht wie mit reichen Leuten, welche alles auf Kredit bekommen können, was sie brauchen. Wir verlangen Zahlung für sechs Tage, weil wir sechs Tage davon leben müssen; bleibt unsere Zahlung aus, so bedeutet das, daß wir mit Weib und Kindern nichts zu essen haben.“

Ein zustimmendes Gemurmel wurde in der Menge gehört, und dann fügte noch ein anderer Unzufriedener hinzu:

„Die Zeiten haben sich geändert. Es ist schon lange her, daß wir für die schlimmen Tage etwas beiseite legen konnten. Wir leben jetzt von der Hand in den Mund; der Mund ist immer bereit, nicht aber die Hand.“

„Es ist nicht viel, was wir in diesen Zeiten ersparten,“ sagte der erste Sprecher. „Es ist nicht mehr, wie in jenen Tagen, wo die Frau eines Bergmanns, den ich kannte, ihm eine Fünfpfundnote ins Gesicht warf und ihn fragte, was sie mit dem Bettel machen solle.“

„Nein, nein, es ist nicht mehr so!“ riefen die anderen im Chor.

„Männer, ich habe euch keine Vorwürfe gemacht wegen früheren Uebermuts,“ sagte Hugo Ritson. „Aber es ist nicht meine Schuld, wenn die Gruben für uns alle nicht so ergiebig waren, als ich gehofft hatte.“

Er wandte sich zum Gehen, aber die Menge schloß sich nochmals um ihn.

„Männer,“ rief einer von den Vergleuten, „wir haben noch ein Wort mit dem Herrn zu sprechen und das ist über das Balkenwert.“

„Was ist das?“ fragte Hugo, sich umblickend.

„Es sind einige unter uns der Ansicht, daß es nicht mehr sehr sicher ist unten in der Grube, da wir auf eine lose Sandschicht gekommen sind. Wir sind meistens alte Vergleute und wir dachten, Sie würden es nicht übel nehmen, wenn wir es Ihnen sagen, daß noch viel mehr Stützen nötig sind.“

„Ich danke euch, Leute, ich werde sehen, was ich thun kann,“ sagte Hugo. In leiserem Tone fügte er hinzu: „Aber ich habe schon einen ganzen Wald von Balken nach unten gebracht, und Gott weiß allein, wie lange ich noch Geld darin vergraben soll.“

Er wandte sich jetzt ab und ging, wobei er sein krankes Bein müder als gewöhnlich nachschleifte.

Als er in die Schreibstube eintrat, fand er Borne, der ihn erwartete.

„Es ist noch frühe am Tage, aber ich bin kein Müßiggänger, wie Sie wissen,“ sagte der Advokat. „Ich dachte, es würde vielleicht notwendig sein, vor der Zusammenkunft in Ohl noch ein paar Worte zu sprechen.“

Hugo achtete nicht auf die Bemerkung, er sah sorgenvoll und zerstreut aus. Während er seine Grubenkleidung ablegte und sich umzog, erzählte er Borne, was eben vorgefallen, und fügte dann hinzu:

„Wenn noch ein Beweis dafür nötig wäre, daß der heutmorgige schlimme Handel unvermeidlich ist, so habe ich ihn in dieser Besprechung mit den Leuten erhalten.“

„Das kommt wie ein Rasenstüber zu Ihrer bereits etwas verworrenen Lage,“ entgegnete der Advokat mit einem selbstamen Lächeln.

„Verwirren?“ sagte Hugo, indem er die Augenbrauen in die Höhe zog. Mit einem tiefen Atemzug setzte er anscheinend etwas erleichtert hinzu: „Nun gut, wenn sie leidet, die bereits genug gelitten, so wird er wenigstens für immer beseitigt sein.“

Borne rückte etwas auf seinem Stuhle.

„Glauben Sie?“ fragte er.

Hugo klang es wie Spott aus seinen Worten.

„Es war ein schlechter Tausch, nicht wahr?“ fügte der Advokat hinzu. „Dieser eine scheint ein gut Teil lästiger zu sein.“

Hugo fuhr schweigend fort, sich umzukleiden.

„Sie sehen, bei diesem Tausch ist Ihre Lage etwas verschlimmert worden,“ bemerkte der Advokat weiter.

„Was meinen Sie damit?“

„Nun, ich meine, Sie sollten die Sache nicht auf die Spitze treiben. Der andere war in Ihren Händen, während dieser Sie in seiner Gewalt hat.“

Hugos Fuß stampfte heftig auf, aber doch sich zur Ruhe zwingend, erwiderte er nur:

„Das Verbrechen, das dieser begangen hat, bot mir eine Handhabe.“

„Bot — ganz richtig, früher,“ sagte Borne.

Hugo warf einen fragenden Blick auf ihn.

„Da Sie aber das Verbrechen auf den andern schoben, ist dieser hier dadurch frei geworden,“ erklärte Borne.

Ein Schweigen trat ein.

„Was ist die Folge davon?“ fragte Hugo finster.

„Daß Sie die Gewalt über Paul Drayton für immer verloren haben.“

„Wieso?“

„Weil Sie ihn nicht beschuldigen können, ohne sich selbst zu beschuldigen,“ sagte der Advokat.

„Wer spricht von Beschuldigung?“ sagte Hugo mürrisch. „Heute muß dieser Mensch den Namen Paul Votter annehmen, seinen wahren Namen, obgleich er ihn nicht kennt — der Dummkopf. Deshalb frage ich nochmals: Was folgt aus dem allem?“

Borne rückte unbehaglich auf dem Stuhle.

„Nichts,“ sagte er unterwürfig, aber sein gesenktes Gesicht zeigte noch immer das seltsame Lächeln.

Dann trat wieder Schweigen ein.

„Wissen Sie, daß Merck Fischer wahrscheinlich ihr Gesicht wieder erhalten wird?“ fragte Hugo.

„Wirklich? O Himmel!“ sagte der Advokat, diesmal endlich mit aufrichtiger Ueberraschung. „In allen Annalen der Gerechtigkeit ist ein so außerordentlicher Fall nicht zu finden, wo die Identität endgiltig durch einen einzigen Zeugen bewiesen werden kann und dieser Zeuge erblindet ist. Schnurrieg, nicht wahr?“

Hugo lächelte kühl.

„Schnurrieg?“ erwiderte er. „Sagen Sie lieber, es sei eine Fügung der Vorsehung. So heißt ihr es ja doch, nicht wahr, ihr frommen Leute, wenn der Allmächtige ein Mißgeschick von euch abwendet, welches durch eure eigene Kurzsichtigkeit gefährdend geworden ist.“

„Ein Mißgeschick allerdings, wenn ihre Sehkraft wiederkommt, welche durch die Fügung der Vorsehung so rechtzeitig verschwunden war,“ bemerkte der Advokat.

„Schaffen Sie den Mann fort, dann ist das Mädchen nicht gefährlich,“ sagte Hugo. Er nahm einen Brief aus einer Schublade und reichte ihn Borne. „Sie erinnern sich, daß der andere nach Australien gehen sollte?“

Borne nickte.

„Dieser Brief ist von dem Mann, in dessen Auftrag er dahin auszuwandern gedachte. Es ist ein alter Freund meines Vaters. Beantworten Sie ihn, Borne.“

„In welchem Sinne?“ fragte der Advokat.

„Sagen Sie, daß Paul Ritson durch eine lange Krankheit verhindert war, jetzt aber bereit ist, das Engagement anzutreten.“

„Und was dann?“

„Was dann?“ wiederholte Hugo. „Nun, was meinen Sie?“

„Den da fortzuschicken,“ erwiderte Borne, indem er mit dem Daumen über seine Schulter deutete.

„Natürlich!“ nickte Hugo.

Wieder klang es wie Spott an Hugos Ohr und er blickte rasch auf, ohne jedoch etwas zu erwidern.

Er war jetzt angekleidet.

„Ich bin fertig,“ sagte er und ging zur Thüre; indem er noch einen letzten Blick um sich warf, fügte er hinzu: „Das Beste von diesen Möbeln werde ich morgen nach der Ohl bringen lassen. Das Haus war mir in letzter Zeit unentbehrlich, ich war genötigt, die meiste Zeit hier zu verbringen.“

„Dann sind Sie also nicht gesonnen, ihm lange Zeit zu lassen?“ fragte Borne.

„Keine Stunde.“

„Hm!“ Und der Advokat legte die gespreizten Hände über das tief gesenkte Gesicht. „Hm! hm!“

Die Sonne stand hoch über dem Gipfel des Rahenfens, aber ein frischer Wind kam von Norden und der Gang nach der Ohl war erfrischend. Borne sprach wenig unterwegs, Hugos Stimmung jedoch hatte sich sichtlich gebessert und er redete in heiterer Weise über allerlei gleichgiltige Gegenstände. Es war noch einige Minuten vor neun Uhr, als sie das Haus erreichten. Die Dienerschaft ging geschäftig hin und her.

„Sind die Herren gekommen?“ fragte Hugo.

„Noch nicht,“ erwiderte einer der Dienstmoten, die alte Dinah.

Die beiden Männer gingen in Hugos Zimmer hinauf. Dort war der Frühstückstisch gedeckt. Der Advokat überblickte die Stühle und sagte:

„Sie haben scheint's noch andere Freunde eingeladen?“

Hugo nickte und setzte sich an das Harmonium.

„Drei oder vier angesehene Nachbarn,“ sagte er, indem er das Instrument öffnete. „Bei solchen Sachen ist es gut, Zeugen zu haben.“

Borne erwiderte phlegmatisch:

„Was denken Sie von den Gefühlen des Mannes, welcher demnächst aus dem Hause getrieben werden soll?“

Hugo berührte spielend die Tasten. Er hielt an und sah sich um.

„Ich hatte keine Idee davon, daß Sie ein so feines Gefühl für Humor besitzen, Borne,“ sagte er mit einem schwachen Anflug von Lächeln. „Gefühle! Seine Gefühle!“

Hugos Hand glitt rasch über die Tasten. Das Fenster war halb offen, der Advokat trat an daselbe und sah hinaus.

In diesem Augenblick hatten beide Männer einander den Rücken zugekehrt. Hugo blickte auf die Klaviatur, während Borne die ruhige, sonnige Landschaft draußen betrachtete. Auf dem Gesicht eines jeden von ihnen lag ein eigenartiges Lächeln.

Hugo erhob sich.

„Ah! Mir ist schon zu Mute, als wäre ich ein anderer Mann,“ sagte er und ging einige Schritte im Zimmer auf und ab.

Man hörte in der Halle unten neue Ankömmlinge. Einen Augenblick später trat ein Diener ein. Diesem folgten drei Herren, welche Hugo die Hand reichten und ihn mit geräuschvoller Herzlichkeit begrüßten.

„Ich bin entzückt, Ihnen einen Dienst zu leisten,“ sagte der eine.

„Es freut mich, daß dieses unglückliche Verhältnis enden soll; es war ein Skandal,“ bemerkte der andere.

„So konnten Sie nicht weiter leben, das war unerträglich!“ sagte der erste wieder.

Der dritte Herr war zurückhaltender. Hugo behandelte ihn mit auffallender Höflichkeit; sie besprachen sich einen Augenblick flüsternd beiseite.

„Tilgen Sie die anderen Hypotheken und ich habe nichts dagegen, Ihnen das Geld zu leihen — auf das Haus und auf das Gut,“ sagte dieser Herr.

Bei diesen Worten nickte Hugo und schien befriedigt. Er klingelte und befahl, das Frühstück aufzutragen.

„Fragen Sie Mister Paul, ob er bereit ist,“ sagte er, als Dinah mit dem Speisebrett erschien.

„Mister Paul ist noch nicht aufgestanden,“ erwiderte Dinah, und dann fügte sie, für sich murmelnd, hinzu: „Es ist zu stark, solche Faulheit! Früher war es anders. Nicht zu glauben, daß ein Mann in zwölf Monaten sich so verändern kann!“

„Nun, ich werde selbst zu ihm gehen,“ sagte Hugo, bat um Entschuldigung und verließ das Zimmer. Borne folgte ihm hinaus.

„Haben Sie die Sache wohl überlegt? Es wird einen öffentlichen Skandal geben!“

Hugo lächelte und antwortete mit Ruhe:

„Wer wird er treffen?“

„Gott weiß es,“ sagte der Advokat mit starkem Nachdruck.

Hugo blickte rasch auf. Aus dem Zimmer, das sie offen gelassen hatten, hörte man Stimmen.

„Sind Sie etwa zu eifersüchtig auf Ihren guten Namen, um zu gestatten, daß er in einen Skandal, wie Sie sagen, hineingezogen wird?“

In diesem Augenblick zeigte Borne's Miene einen eigenartigen Ausdruck.

„Es ist nicht mein guter Name, der hier in Frage kommt,“ sagte er ruhig und wandte sich zurück zur Thüre.

„Wessen denn? Der seinige?“

Aber der Advokat hatte bereits die Thüre geöffnet und kehrte in das Zimmer zurück.

Hugo trat in das Schlafgemach Paul Draytons, ohne zu klopfen. Innen war es dunkel, kaum drang das Sonnenlicht durch ein Paar schwerer Vorhänge. Es war eine drückende Luft in dem Zimmer, welches von Tabakrauch und dem Dunst starken Bieres erfüllt war.

„Wer ist da?“ fragte eine heisere Stimme hinter den Bettvorhängen hervor.

„Die Gäste sind schon da,“ sagte Hugo munter. „Wie lange willst Du denn noch im Bett liegen?“

„Gleich komme ich,“ erwiderte Drayton mit unterdrücktem Lachen.

„Wir fangen mit dem Frühstück 'mal an,“ bemerkte Hugo und wandte sich zum Gehen.

„Ist dieser Advokat schon zurück von Schottland?“ fragte Drayton.

„Borne? — Er ist da. — Er sprach mir nichts davon, daß er verreist gewesen sei,“ erwiderte Hugo.

„Gut, gut.“

Hugo trat an das Kopfende des Bettes.

„Hast Du davon gehört,“ sagte er mit gedämpfter Stimme, „daß die Kerze das Mädchen operirt haben und daß es wahrscheinlich sein Gesicht wieder erhalten wird?“

„Oh! — Was?“ Drayton hatte sich plötzlich im Bett aufgerichtet. Indem er seine Hemdärmel herabrollte und gemächlich zuknöpfte, fügte er hinzu: „Aber, das geht mich nichts an!“

Hugo verließ das Zimmer. Er mußte wirklich in guter Stimmung sein, denn er hatte selbst dieses Gespräch mit Gleichmut ertragen. Als er durch das Vorhaus ging, kam Peter durch die Säulenhalle mit einem Brief in der Hand.

„Wird der Vikar kommen?“ fragte Hugo.

„Ich weiß nicht, ob ich davon gehört habe,“ gab Peter zur Antwort. „Er schickte mich, um Ihnen diesen Brief zu bringen.“

Hugo öffnete ihn und las:

„Ich kann es nicht mit meinem Gewissen vereinigen, das Brot zu brechen mit jemand, der den Frieden meines Hauses gebrochen hat. Auch ist es nicht vereinbar mit meinen Pflichten als Diener der Kirche Christi, durch meine Gegenwart Handlungen einen guten Schein zu geben, welche nur Betrug sein können, weil die betreffende Person ein Verräther ist. Und ich hoffe, ihn mit diesem Namen zu brandmarken, wenn Zeit und Umstände gekommen sein werden.“

Hugo lächelte, als er den Brief las, warf einen Schilling in Peters widerstrebende Hand und ging rasch weiter.

„Der Vikar kommt nicht,“ sagte Hugo, indem er Borne beiseite zog. „Aber das macht nichts aus. Er ist zwar

Gretas Vormund, Sie aber sind der Testamentvollstrecker ihres Vaters." Dann sagte er laut: "Meine Herren, mein Bruder wünscht, daß wir mit dem Frühstück beginnen möchten, er wird sogleich hier sein."

Die Gesellschaft nahm Platz und es entwickelte sich ein heiteres und lebhaftes Gespräch.

"Eine wundervolle Aussicht!" sagte einer der Herren, der dem offenen Fenster gegenüber saß. "Ich habe mich oft gewundert, Mister Ritson, warum Sie nicht einen Balkon anbauen."

"Ich habe auch schon daran gedacht," sagte Hugo, "aber es lohnt nicht, so viel Geld auszugeben, ehe man Herr im eigenen Hause ist."

"Ah, das ist wahr!" sagten mehrere Stimmen im Chor. Drayton trat ein, mit roten Augen und blaßgelbem Gesicht.

"Morgen, meine Herren!" sagte er mit rauher Stimme. Zwei der Herren standen auf und verbeugten sich mit frostiger Höflichkeit. "Guten Morgen, Herr Ritson," sagte der dritte.

Ein Diener trat nach Drayton ins Zimmer mit einem halbrohen Beefsteak auf dem Speisebrett.

"Ist die Post noch nicht gekommen?" fragte Drayton, seinen Teller beiseite schiebend.

"Sie kann nicht mehr lange ausbleiben," bemerkte Borne, auf die Uhr sehend.

"Je eher, desto besser," murmelte Drayton. Er nahm die Papiere aus seiner Brusttasche und zählte sie. Dann steckte er sie in die Westentasche, in welcher seine Uhr gewesen wäre, wenn er eine solche getragen hätte.

Als das Frühstück vorüber war, nahm Hugo einige Dokumente aus einem Schranke. "Behalten Sie Platz, meine Herren," sagte er. Alle saßen, mit Ausnahme von Drayton, der sich eine Pfeife anzündete und klingelte, um zu fragen, ob der Briefträger gekommen sei. Er war noch nicht gekommen. "Dann geht und macht ihm Beine!"

"Meine Pflicht würde weniger angenehm sein," begann Hugo, "wenn nicht einige der Thatfachen bereits bekannt wären."

"Dann wollen wir sie als gelesen ansehen," schob Drayton ein, der hinter einer Wolke von Tabakrauch hin und her ging.

"Paul, ich bitte Dich, Platz zu nehmen," sagte Hugo mit verändertem Tone.

Drayton setzte sich knurrend.

"Ich habe Ihnen mitzuteilen," fuhr Hugo fort, "daß mein Bruder, den Sie als Paul Ritson kennen, heute die vollständige Ueberzeugung gewonnen, daß er nicht der rechtmäßige Erbe meines ohne Testament verstorbenen Vaters gewesen."

Die ersten Häupter, die um den Tisch versammelt waren, nickten.

"Ein schwerer Schlag immerhin für irgend einen," sagte einer.

"Kein Wunder, daß es sein Herz erschüttert hat und ihn so teilnahmslos machte," bemerkte ein anderer.

"Nachdem er diese Thatsache erfahren, wünschte er, das Gut dem wirklichen Erben zu überliefern."

Wieder erfolgte Kopfnicken und einige Bemerkungen über die Gebote der Ehre.

"Ich zeige Ihnen hier eine Abschrift vom Trauschein meines Vaters und eine Abschrift meines Taufscheins. Weniger als ein Jahr nach der Hochzeit wurde ich geboren. Aus diesen Papieren geht hervor, daß ich meines Vaters rechtmäßiger Erbe bin."

Die Papiere wurden herumgereicht und mit sichtlichem Befriedigung zurückgegeben.

"So weit ist alles klar," fuhr Hugo fort. "Aber mein Bruder hat die Gewißheit erlangt, daß er überhaupt nicht meines Vaters Sohn ist."

Drei erstaunte Gesichter blickten auf. Borne saß mit gesenktem Kopf da. Drayton hatte den einen Ellenbogen auf ein Knie gestützt und rauchte mürrisch weiter.

"Es erweist sich, daß er aus der Verbindung meiner Mutter mit einem andern Manne entsprungen," sagte Hugo.

Die Gäste sahen sich erstaunt an. "Ah — das erklärt alles!" flüsterten sie.

"Sie werden erstaunt sein, zu erfahren, daß der Mann meiner Mutter in einer früheren ungültigen Ehe niemand anderes war als Robert Lothar, und daß derjenige, welcher jetzt hier sitzt als Paul Ritson, in Wirklichkeit Paul Lothar ist."

Bei diesen Worten legte Hugo zwei weitere Dokumente auf den Tisch.

Drayton räusperte sich mit Geräusch.

"Wirklich, wirklich, nun ist alles klar," sagte einer der Gäste.

"Aber was wird denn aus Frau Ritson, — ich meine Miß Greta?" fragte ein anderer.

"Sie ist Paul Lothars Halbschwester und deshalb muß seine Ehe mit ihr für ungültig erklärt werden."

Die drei Herren rückten auf ihren Stühlen und sahen höchst erstaunt aus.

"Er überläßt mir meines Vaters Güter, aber er bleibt nicht mittellos," fuhr Hugo fort. "Nach dem Testament seines eigenen Vaters erbt er fünftausend Pfund."

Drayton knurrte verächtlich und spie auf den Fußboden.

"Meine Freunde," fuhr Hugo fort, "es ist nur noch ein Punkt, den ich ungern berühre. Mein Bruder — ich spreche von Paul Lothar — hat sich seines vermeintlichen gesetzlichen Rechtes bedient, um seine Güter zu verpfänden. Es thut mir leid, sagen zu müssen, daß er sie stark verpfändet hat."

Es wurden bedeutsame Blicke gewechselt.

"Wenn ich ein reicher Mann wäre," fuhr Hugo fort, "würde ich mich gerne dazu verstehen, der Verlierende zu sein. Aber ich bin ein armer Mann und daher genötigt, zu verlangen, daß diese Verpfändungen für ungültig erklärt werden."

"Sagt so das Gesetz?"

"Ja, — und Sie werden selbst sagen, es ist nur billig," erwiderte Hugo.

"Wer sind die Gläubiger?"

"Das ist eben, was mein Bedauern erregt. — Die Hauptgläubigerin ist niemand anderes als die Tochter von Robert Lothar — Greta."

Es folgten wieder sprechende Blicke. "Das ist sehr bedauerlich für sie, aber sie sollte sich besser vorsehen haben. Wer war ihr Advokat?"

"Der Testamentvollstrecker ihres Vaters, unser Freund Herr Borne."

"Wie viel verliert sie?"

"Ich fürchte, es ist sehr viel — vielleicht ihr halbes Vermögen," sagte Hugo.

"Es ist nichts dabei zu machen. Es ist nur billig, daß Herr Ritson nicht eine Erbschaft übernehmen soll, welche durch Excesse eines Unberechtigten verschuldet ist."

Drayton hielt noch immer seinen Kopf gesenkt, aber er scharrte unruhig mit den Füßen.

"Ich habe nur noch ein Wort hinzuzufügen," sagte Hugo. "In Geschäften von so wichtiger Art ist es am besten, Zeugen zu haben. Sonst hätte ich vielleicht vorgezogen, mit Paul und Herrn Borne allein zu verhandeln."

Mit gedämpfter Stimme setzte er hinzu: "Sie sehen, ich habe auch auf meine arme Mutter Rücksicht zu nehmen, und obgleich sie gewissermaßen nicht mehr dieser Welt angehört, muß ihr guter Name mir doch immer heilig bleiben."

Wieder waren sprechende, schlaue Blicke zu beobachten. — Der Advokat hatte sich dem Fenster zugewendet.

"Aber unser Freund Borne wird Ihnen sagen, daß das Gesetz mich in Wirklichkeit nötigt, meinen Bruder zu vertreiben. Sie wissen vielleicht nicht, daß nach englischem Gesetz ein Bastard unter Umständen ein Erbe für die Dauer werden kann, nämlich wenn er, in der Sprache des Gesetzes, ein erstgeborener Bastard ist."

Ein leises Zittern war in seiner Stimme zu vernehmen, als er sanft hinzufügte: "Glauben Sie mir, ich hatte keine Wahl."

Drayton stampfte schwer mit dem Fuß auf, warf seine Pfeife weg und sprang auf.

"Lauter Lügen, die ganze Geschichte!" pläzte er heraus. Dann wühlte er in seiner Uhrtasche und zog ein Papier hervor. "Das ist mein Taufschein, kurz und gut." Er las laut vor:

"Paul Ritson. — Vater: Allan Ritson. — Mutter: Grace Ritson. — Datum der Geburt: 6. April 1847. — Ort: Grief in Schottland."

Hugo lächelte erblickend. Die anderen wandten sich erstaunt ihm zu. Doch sofort hatte er einen Anchein von Gleichmut wiedergewonnen.

"Woher kommt das Papier?" fragte er.

"Vom Standesamt in Edinburgh. Willst Du etwa behaupten, daß es nicht richtig sei?"

"Nein, aber ich frage: Was hat es zu bedeuten? Meine Herren," sagte Hugo, zu den Gästen gewandt, "vergleichen Sie dies mit dem Trauschein meines Vaters. Bemerkten Sie, das eine Datum ist der 6. April 1847, das andere ist vom 12. Juni 1847. Selbst wenn es echten Ursprungs ist, beweist das die Legitimität?"

Drayton legte die Hand auf den Arm des Advokaten.

"Nun, jetzt sprechen Sie, wollen Sie?" sagte er.

Borne stand auf und Hugos Gesicht wurde geisterbleich.

"Diese Geburt erfolgte in Schottland," sagte der Advokat. "Demzufolge, wenn der Vater in Schottland wohnte und die Mutter als seine Frau mit ihm lebte, würde das Kind für ehelich gelten."

"Ohne eine Heirat?"

"Ohne die Zeremonie!"

Ratt kam ins Zimmer, die Mütze in einer Hand, einen Brief in der andern. Er hatte zweimal geklopft und niemand hatte es gehört. "Die Post ist gekommen, ein Brief für Herrn Paul."

"Gut, mein Junge!" Drayton ergriff den Brief mit einem Ausruf des Entzückens.

"Aber mein Vater wohnte nicht in Schottland," sagte Hugo mit erzwungener Fassung.

"O doch, gewiß!" rief Drayton, indem er den Brief aufriß.

"Er war ein geborener Schotte," sagte Borne, indem er aus Draytons Hand ein anderes Dokument entgegen nahm. "Sehen Sie, hier ist sein Heimatschein. Schnurrig, nicht wahr?"

Hugos Augen funkelten. Er blickte dem Advokaten durchdringend ins Gesicht, dann ergriff er das Papier. Im nächsten Augenblick zernitterte er es in der Hand und

warf es zum Fenster hinaus. "Ich werde über eure Thatfachen und über euer Gesetz mir noch Gewißheit verschaffen," sagte er.

"O, ganz nach Belieben!" sagte Drayton, indem er in seiner Aufregung laut aufsaufzte. "Hören Sie einmal dieses hier an," und er begann zu lesen.

"Halt, von wem ist es?" fragte Hugo.

"Vom Generalprokurator," sagte Borne.

"Genügt das?" fragte Drayton höhnisch.

"Vorwärts!" sagte Hugo, indem er mit den Fingern auf den Tisch trommelte.

Drayton reichte den Brief dem Advokaten. "Lesen Sie ihn," sagte er, "ich verstehe mich nicht auf dergleichen, ich bin ein Gentleman und" — er hielt plötzlich an und stampfte auf den Fußboden, während Borne las:

"Wenn kein Grund vorhanden ist, anzunehmen, daß der Vater seine Wohnstätte in Schottland aufgab, so gilt der Sohn für ehelich. Wenn der Mann seine Frau anerkannte dadurch, daß er die Geburt seines Sohnes vor dem Standesamt meldete, so ist nach dem Gesetz von Schottland eine legale Vermutung vorhanden, daß eine Ehe bestand; ob sie durch die Zeremonie oder durch beiderseitige Einwilligung geschlossen wurde, bleibt gleichgültig."

Eine Pause trat ein.

Drayton nahm den Brief aus den Händen des Advokaten zurück, faltete ihn sorgfältig und steckte ihn in die Tasche. Dann blickte er mit höhnischem Triumph in Hugos Gesicht.

Borne hatte sich zur Seite gewendet. Die Gäste schwiegen.

"Hörst Du wohl?" sagte Drayton. "Der Sohn wird als ehelich anerkannt." Er betonte diese Worte und klopfte dabei auf seine Tasche. "Was sagst Du nun? Was?"

Anfangs rang Hugo sichtlich nach Fassung und einen Augenblick war sein Gesicht marmorblass. Drayton trat auf ihn zu.

"Ah, Du wolltest mir den Abschied geben, mich aus dem Hause hinauswerfen? Jetzt aber bin ich an der Reihe." Mit diesen Worten ging Drayton nach der Thüre und riß sie auf.

"Dieses Haus ist mein," sagte er, "geh zum Teufel!"

Bei diesem unerwarteten Schlag stampfte Hugo heftig auf den Fußboden. Er blickte die Anwesenden an und hatte das Gefühl, als ob er geknelt wäre und nichts sprechen könne. Dann schwanke er auf Drayton zu, welcher mit ausgestrecktem Arm da stand.

"Ich habe ein Wort im geheimen mit Dir zu sprechen," sagte er mit kaum hörbarer Stimme.

Drayton hob seine Faust in die Höhe.

"Keine Silbe!" sagte er in brutalem und leidenschaftlichem Tone.

Hugos Nästern zuckten, seine Augen funkelten. Drayton stand einen Augenblick unbeweglich und brach dann in ein Gelächter aus.

Eine tiefe Stille trat ein. Borne stand am Fenster, sein Gesicht abwärts gesenkt, die Hände auf den Rücken gelegt, während sein Fuß auf die Diele klopfte. Hugo trat an seine Seite, sah ihn einen Augenblick an und berührte dann seine Schulter. Sein Gesicht war von Zorn verzerrt und mit leiser, tiefer Stimme sagte er:

"Es gibt ein Buch, welches ein Mann der Kirche kennen muß; daselbe erzählt von einem ungerechten Haushalter. Der Herr wollte ihn entlassen, dann sagte der Haushalter zu sich selbst: 'Was soll ich thun?'"

Es herrschte allgemeine Stille.

"Was that er?" fuhr Hugo fort, und jedes Wort klang in der tiefen Stille wie ein Glotenschlag. "Er rief seines Herrn Schuldner zusammen und sagte zum ersten: 'Wie viel schuldest Du?' — 'Einhundert Maß'. — Dann sagte er: 'Schreibe fünfzig'."

Immer noch herrschte tiefe Stille.

"Was wollte dieser Haushalter?" Er meinte, wenn der Herr ihn entlassen werde, sollte der Schuldner ihn in sein Haus nehmen."

In Hugos Wesen lag eine seltsam starre Ruhe. Er wandte sich halb Drayton zu und fuhr mit lauterer Stimme fort:

"Dieser Schuldner war von nun ab an Händen und Füßen gebunden. Wollte er jemals dem Haushalter widersprechen, so rief dieser: 'Dieb, Betrüger, Meineidiger!'"

Borne wurde unruhig. Er öffnete den Mund, als ob er sprechen wollte, aber es kamen keine Worte. Endlich schluckte er etwas hinab, was ihm im Halse gesteckt zu haben schien. Mit einem schwachen, kläglichem Lächeln fragte er:

"Wie sollen wir Ihre Parabel verstehen? Sind Sie der Schuldner, der an Händen und Füßen gebunden ist? Und ist Ihr Bruder der listige Haushalter?"

Wieder stampfte Hugo heftig auf die Diele. "Ist es so," sagte er, das Wort aufgreifend, "dann mag es so sein," und seine Stimme schwoll an zu einem schrillen Aufschrei.

"Dieser Haushalter soll untergehen und sein Herr mit ihm." Mit diesen Worten schritt er auf Drayton zu, welcher mit Augen voll Verwirrung und Zorn da stand.

"Paul Lothar," sagte er.

"Nenne mich Paul Ritson!" unterbrach ihn Drayton.

"Paul Lothar —"

"Ritson!" schrie Drayton. Dann sagte er rasch mit

leiser Stimme: „Du gabst mir den Namen, und, bei Gott, ich will ihn behalten.“

Hugo lehnte sich über den Tisch und legte den Finger auf ein Papier, das darauf lag.

„Das ist Dein Name,“ sagte er, „und ich werde es beweisen.“

Drayton brach wieder in ein Gelächter aus.

„Das wirst Du nicht wagen,“ sagte er höhniisch.

Hugo richtete seine glühenden Augen auf ihn.

„Du glaubst, meinen Geist nach Deinem eigenen bemessen zu können. Mensch, weißt Du auch, was Du thust?“

Wieder brach Drayton in ein brutales Lachen aus, aber diesmal hörte es plötzlich auf.

Hugo hielt an der Thüre an. Er warf einen letzten Blick rund um sich. Es war, als ob er wüßte, daß er beim Anfang des Endes angekommen sei, als ob er im voraus fühlte, daß er zum letztenmale im heimatischen Zimmer stünde. Die Zukunft, welche vor einer Stunde noch ihm so nahe erreichbar erschienen, war jetzt für immer entschwinden. Der Kelch, den er an seine Lippen erhoben hatte, lag in Scherben zu seinen Füßen. Das alles sah er in einem flüchtigen Augenblick. Auf seinem Gesicht grub sich die Angst in tiefen Linien ein, aber um seine Lippen spielte das Lächeln der Entschlossenheit. Er legte eine Hand an die Stirne und sagte mit leiser Stimme, fast flüsternd:

„Wartet es ab, so werdet ihr sehen!“

Als die Gäste sich von ihrem Erstaunen erholt hatten, hatte Hugo das Zimmer verlassen. Drayton war in einen Stuhl neben Vorne gesunken und winselte wie ein gepeitschter Hund.

„Geben Sie ihm nach! Was will er thun? Sie wissen, ich war immer dagegen.“ Dann wieder erhob er sich, lachte und prahlte und meinte, es sei doch ärgerlich, wenn ein Gentleman in seinem eigenen Hause nicht Herr sein könne, und was man nicht ändern könne, müsse man ertragen.

„Richtig,“ meinte einer der Gäste, „Sie haben meine volle Sympathie, Herr Drayton, einer so schändlichen Hinterlist konnte man nicht mannhafter entgegentreten.“

„Ich bin ganz Ihrer Ansicht, Nachbar,“ sagte ein anderer, „es war schrecklich, eine solche Tyrannei mit anzusehen. Paul Lother! Wirklich, das ist ein guter Spaß!“

„O ja, nicht wahr?“ sagte Drayton, dann lachte er. Auch die anderen lachten. Man schüttelte sich die Hände und alle waren ein Herz und eine Seele.

Greta blieb bei Mercy bis zum Mittag. Sie bat und flehte und befahl ihr schließlich, ruhig im Bett zu bleiben, während sie selbst das Kind anleidete, ihm zu essen gab und trotz des Protestirens des Laird Fischer lockte und die Stube aufräumte.

Als alles gethan und der alte Kohlenbrenner in die Berge gegangen war, nahm Greta das kleine Kerlchen in

ihre Arme und ging in Mercys Zimmer. Mercy lauschte auf jeden Laut und setzte sich sogleich im Bett auf. Ihr Gesicht strahlte, ihre Lippen lächelten, ihre zarten Finger zupften in nervöser Aufregung an der Bettdecke.

„Wie herrlich ist es heute, Greta,“ sagte sie, „ich bin überzeugt, die Sonne muß prächtig scheinen.“

Das Fenster war offen und ein sanftes Lüftchen flutete mit den Sonnenstrahlen ins Zimmer hinein.

Mercy neigte den Kopf zur Seite und sagte: „Ach, Du kleiner Schelm, bist Du da? — O gib ihn mir.“

Der Kleine wurde in die Arme seiner Mutter gelegt, welche ihn mit einem Schauer von Küffen begrüßte.

„Wie niedlich müssen seine Wangen sein, ganz wie zwei reife Äpfel!“ Und wieder folgte ein Schauer von

— nein weniger — nur noch sechs Tage, und dann — und dann — Es folgte eine lange Umarmung, bis der geräuschvolle Protest des kleinen Burschen gegen den Druck ihrer Arme die Verkündigungen der Mutter unterbrach.

Plötzlich änderte sich Mercys Wesen. Sie wandte sich zu Greta und sagte:

„Ich werde die Binde nicht anrühren, nein, niemals, aber wenn Ralphchen daran ziehen würde und sie fiel herab — wäre das ein Bruch meines Versprechens?“

Greta sah, was in ihrem Herzen vorging.

„Gewiß, meine Liebe,“ sagte sie und ein leises Zittern lag in ihrer Stimme.

Mercy seufzte hörbar.

„Aber bedenke, es wäre doch nur Ralphchen! Die guten Aerzte könnten über mein kleines Juwel nicht zornig sein. Ich würde sagen: Der Junge hat's gethan, dann würden sie lächelnd erwidern: „Ach, das ist etwas anderes!““

„Gib mir den Kleinen her,“ sagte Greta mit leisem Schreden.

Mercy drückte das Kind fester an sich, eine Pause entstand.

„Es war sehr unrecht,“ Greta!“ sagte sie leise. „O, Du kannst Dir nicht vorstellen, was für ein schrecklicher Gedanke mir vor einer Minute in den Sinn kam.“

Nimm Ralphchen weg. Denke Dir, mein eigenes, unschuldiges Kind führte mich in Versuchung.“

Als Greta die Arme ausstreckte, um das Kind von seiner Mutter Brust zu nehmen, bemühte sich der kleine Bursche, vermittelt eines sehr beschränkten Wortschatzes einige wunderbare Wahrnehmungen von kürzlichen Ereignissen auszudrücken, welche seine kleine Existenz beunruhigten.

„Wie? — das —“ wiederholte er mehrmals und erklärte dies mit einer Handbewegung, indem er das eine zierliche Zeigefingerchen mit seinem winzigen Fingernägelnchen auf den fetten Rücken des andern Händchens legte.

„Er will damit sagen, daß die kleine Käte ihn gekräftigt hat,“ sagte Greta.

„Wie? — das —“ fuhr das Kind fort und blickte in seiner Mutter blindes Gesicht. Mercy zerfloß in Thränen. Sie hatte gestern ohne einen Laut die Operation ertragen, aber jetzt schmerzte sie die Schramme auf dem

Händchen ihres Kindes, als ob ein Schwert durch ihr Herz gegangen wäre.

„Liege ruhig, Mercy,“ sagte Greta, „morgen ist es wieder heil.“

„Hotto!“ rief der Kleine und deutete aus dem Fenster.

„Wie er alles aufsaßt!“ sagte Greta.

„Er meint das Pferd,“ erklärte Mercy.

„Hotto, hotto!“ schwachte der Kleine mit der Gleichgültigkeit eines Kindes für jedes Gespräch außer seinem eigenen.

„Gott segne den kleinen Prinzen. Er erinnert sich an den Arzt und sein Pferd,“ sagte Greta.

Mercy legte ihre Lippen an die Schramme auf der kleinen Hand. „O Greta, ich bin sehr kindisch, aber ein Mutterherz schmilzt wie Butter.“



Im Rauchklub. Zeichnung von Walter Wilson.

Küssen. Hierauf schwachte sie mit dem Kleinen, nickte mit dem Kopf, blies seine Locken in die Höhe und küßte ihn, bis er lachte, sich umherwälzte und mit den Beinen zappelte. Dann küßte sie seine kleinen Gliedchen nach Mutterart und hielt endlich das eine Füßchen fest, indem sie es in den Mund steckte.

„Konnte man jemals glauben, daß ein Füßchen so zierlich sein kann, Greta?“ sagte sie. Und der Kleine rollte sich umher und kletterte geschäftig an seiner Mutter empor, und mehr als einmal zupfte er an der weißen Binde über ihren Augen.

„Nein, nein, Ralphchen darf das nicht anrühren,“ sagte Mercy mit plötzlichem Ernst. „Bedenke doch, Ralphchen, mein Schatz, noch eine Woche — nur eine einzige

„Butter,“ wiederholte das Kind wie ein Echo, machte sich aus Gretas Arm los und ging durch das Zimmer. Er kletterte auf einen Stuhl, dann bemächtigte er sich eines Stückes Brot, welches auf dem Tisch lag, und darauf verschwand das hübsche Köpfchen wie ein Sonnenstrahl durch die Küchentüre.

„Warum soll ich mich darüber grämen, daß andere Mütter mein Kind sehen? Ich werde es auch sehen! Ja,“ sagte sie sanft, „seine Hände und seine Augen und seine Füßchen und sein weiches Haar.“

„Versuche eine Stunde oder zwei zu schlafen,“ sagte Greta, „und dann kannst Du vielleicht diesen Nachmittag aufstehen — nur vielleicht, aber wir wollen sehen.“

„Ja, Greta, ja. Wie gut Du bist!“

„Du wirst mir noch eines Tages einen größeren Dienst leisten,“ sagte Greta zärtlich.

„Wie? Ach ja — ich erinnere mich. Wie selbstfüchtig bin ich doch — ich hatte es ganz vergessen. Aber es ist so schwer, nicht selbstfüchtig zu sein, wenn man Mutter ist. Stelle Dir vor, ich erscheine mir selbst nicht mehr als Mercy. Ich bin jetzt nur noch — Ralphchens Mama. Als Ralphchen kam, muß Mercy verstorben sein. Das ist sehr dumm, nicht wahr? Aber es scheint wahr zu sein.“

„Hotto — hotto — Butter!“ Klang es aus der Küche und dazwischen hörte man die Schritte zarter Füßchen.

„Horch, wie spaßhaft er ist! Und Du solltest ihn weinen hören. O, man sollte glauben, es ginge ihm ans

Leben! Und dann, im nächsten Augenblick 'hobo', dann lacht er wieder. Siehst Du, ich bin recht selbstfüchtig, aber ich werde mich eines Tages bessern, wenn Gott mir hilft.“

„Ja, Mercy, er hilft gewiß.“ Ihr Arm stützte sich an den Thürpfosten, der Kopf ruhte darauf. Ihre Augen waren voll Thränen.

„Greta,“ sagte Mercy und ihre Stimme sank zu einem Flüstern herab, „findest Du, daß Ralphchen — jemand ähnlich sieht?“

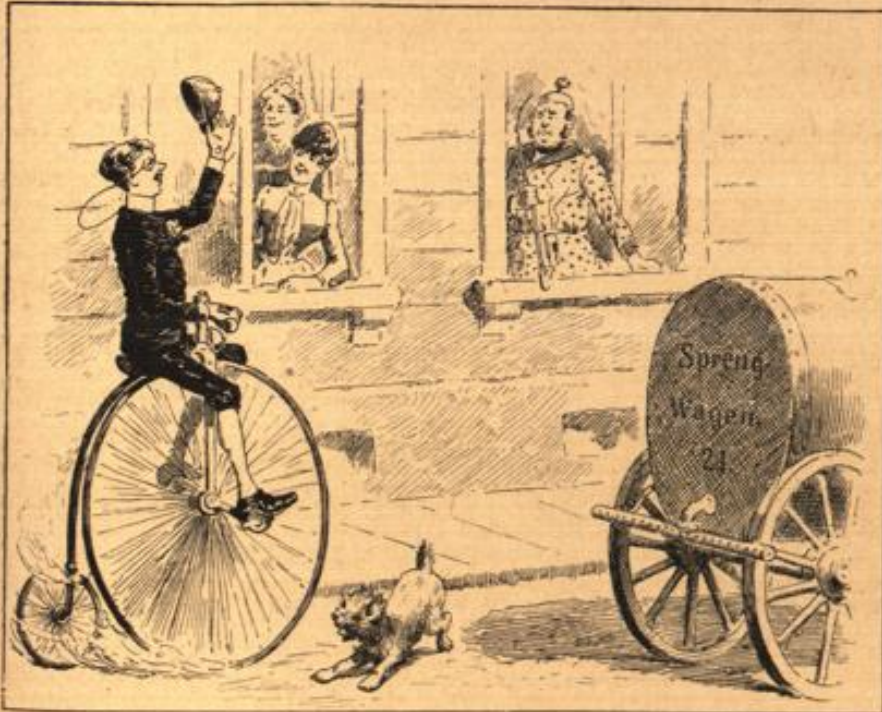
„Ja, meine Liebe, er ist Dir ähnlich.“

Sie schwiegen. Dann kam Mercys Hand unter der Bettdecke hervor und kuppelte an Gretas Kopf.

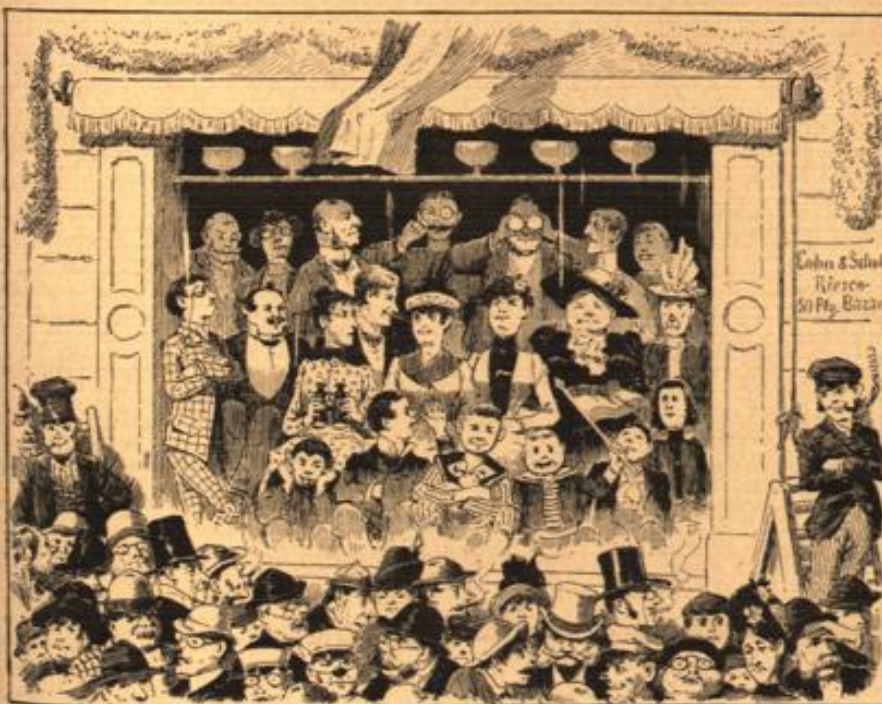
„Glaubst Du,“ fragte sie mit kaum hörbarer Stimme, „daß mein Vater weiß, wer es ist?“

Aus unserer humoristischen Mappe.

Originalzeichnungen von Louis Eugenheim.



Die Fensterparade.



Der Kaiser kommt!

„Das kann ich nicht sagen — wir haben es ihm nicht gesagt.“

„Ich auch nicht. — Er fragte niemals, nicht ein einzigesmal. Er gab nur die Arbeit am Bergwerk auf und ging wieder zum Kohlenmeiler, als Ralphchen kam, aber er sprach kein Wort.“

Greta erwiderte nichts und wieder trat eine Stille ein. Dann sagte Mercy mit etwas stärkerer Stimme: „Wird es bald sein — die Gerichtsverhandlung?“

„Sobald es mit Deinen Augen besser ist,“ sagte Greta in ernstem Tone. „Alles hängt von Deiner Genesung ab.“

In diesem Augenblick wurde die Thür mit einem etwas herrischen Stoß geöffnet und der wichtige kleine

Mann trat ein mit seinem Stück Brot, das etwas unsicher auf die Spitze einer Gabel aufgesteckt war.

„Tobs, Tobs!“ erklärte er herablassend, ging nach dem leeren Kamin und streckte sein Aermchen aus über das Kamingitter nach dem kalten Kofte.

„Geh doch, geh doch,“ sagte Greta, „es ist kein Feuer da, um 'Toast' zu machen!“ und schloß ihn in die Arme, sehr zu seinem Mißfallen.

Mercy hatte sich auf einen Ellenbogen aufgestützt und das sehnfüchtige Verlangen der Blinden war auf ihrem Gesicht zu lesen. Dann legte sie sich zurück.

*) Toast — Weißbrotschnitten, mit Butter bestrichen und am Feuer geröstet.

„Sei ruhig,“ sagte sie mit zitternder Stimme zu sich selbst, „ich muß ruhig liegen und darf nur denken an all seine hübschen Streiche.“

(Fortsetzung folgt.)

Der Felsküpper-Pinguin.

(Bild S. 554.)

Zu den wunderlichen Vertretern der eigentümlichen Tierwelt, welche die südöstlich von Australien gelegene Inselgruppe Neuseeland als eines der abgeschlossenen Schöpfungszentren charakterisiert, gehört der sogenannte Felsküpper-Pinguin, den wir dem Leser im Bilde vorstellen.

Derselbe gehört zu den Flossentauchern (Spheniscidae), eine

nur auf der südlichen Halbkugel vorkommende Vogelgattung, die den Übergang von den Vögeln zu den Fischen zu vermitteln scheint. Ihre Gestalt kann in gewissem Sinne kegelförmig genannt werden, weil der Rumpf in der Mitte sich kaum verdickt, vielmehr von oben nach unten fast gleichmäßig sich zuspitzt. Der Hals ist mittellang, aber sehr dick; der Kopf klein; der Schnabel gerade, stark, seitlich etwas zusammengedrückt; der Fuß höchst eigentümlich, da seine vier Zehen, von denen drei durch eine Schwimmhaut verbunden sind, sämtlich nach vorn sich richten; der Flügel so verkümmert, daß er wirklich mehr einer Flosse als einem Fittiche gleicht, da seine Federn sich beinahe zu Schuppen umgebildet haben; auch das Gefieder erinnert durch die Bildung und dachziegelartige Lage der Federn an die Schuppen der Fische.

Die Florentina trifft zu einer ganz bestimmten Zeit des Jahres auf ihren allgewohnten Brutplätzen ein und nun beginnt ein überaus reges Leben. Die Anzahl, welche sich zum Beispiel auf den Gallandsinseln vereinigt, ist unglaublich groß und es erscheint als eine Unmöglichkeit, abzuschätzen, wie viele ungefähr versammelt sein mögen, weil Tag und Nacht hindurch beständig etwa 30—40,000 Stück landen und ebensoviele zu Wasser gehen. Die am Land befindlichen, welche ein noch weit zahlreicheres Heer bilden, sind geordnet wie ein Regiment Soldaten, und zwar nicht bloß in Reihe, sondern auch nach dem Alter. Die Jungen finden sich an einem Orte, die mauernden an einem andern, die brütenden Weibchen an einem dritten und die freien Männchen an einem vierten. An schönen Abenden, wenn die Dämmerung eintritt, wie auch bei Annäherung von Menschen erheben die Tiere ihre Stimme und schreien beinahe unaufhörlich, was eine wahrhaft fürchterliche Musik hervorbringt.

Der Name „Felschäfer“ wurde von Seeleuten aufgebracht, welche damit die eigentümliche Art der Fortbewegung dieser Vögel auf dem Lande, ein kurzes, komisches Hüpfen, bezeichnen wollten.



Humoristische Blätter

Anekdoten und Witze.

In welche Beziehungen auf der Bühne Ideal und Leben treten können, zeigt eine charakteristische Geschichte von dem großen französischen Schauspieler Talma, die uns in folgender Uebersetzung erzählt wird. Der Künstler suchte auf der Bühne ängstlich alles zu vermeiden, was die geringste Veranlassung zum Lachen geben konnte. In einer Provinzialstadt spielte er einmal „Jaques Molay“ in den „Templern“. In dem „pathetischen“ Augenblicke, als die Tempel sich auflösen, in den Tod zu gehen, und der Großmeister ausruft: „Es ist keine Strafe, es ist... der Ruhm der Märtyrer. Laßt uns dem Himmel danken, der ihn gibt,“ bemerkte Talma neben sich einen Tempel mit dem häßlichsten Gesichte, das man sich vorstellen kann, und fürchtete, durch daselbe den ganzen Eindruck gestört zu sehen. Talma fand da mit emporgehobenen Armen und ruhigem Blick, rief aber trotzdem leise und zornig den Direktor Bernard, der als Tempel mit vorn gekreuzten Armen neben ihm stand. Er fuhr dann fort:

„Ich bin bereit, seid ihr es, meine Brüder? — Wer ist denn dieser Höl in Menschengestalt hier zu meiner Rechten? Warum haben Sie ein solches Gesicht neben mich gestellt?“

Bernard: „Es thut mir leid, Herr Talma.“

Talma: „O Gott, ich preise dich, du gibst uns Mut; noch größer als das Unglück, das uns trifft.“

Bernard: „Es ist wahr, er ist sehr häßlich. Er ist ein Färber aus der Stadt Flamant, der aus Künstlerliebe spielt. Die Figurenanten sind selten bei uns.“

Talma: „Ein hohes Beispiel geben wir der Welt und so weiter. — Sagen Sie, er solle sich entfernen.“

Bernard (leise zu dem Färber, ohne ihn anzusehen): „Treten Sie zurück.“

Darauf entfernen sich alle Tempel, statt sich um den Großmeister zu scharen. Talma wendet sich in Begeisterung zu den Rittern:

„O werthe Ritter! — Wo sind die dummen Menschen?“

Bernard (zu den Figurenanten): „Kommen Sie doch her!“ Sie kommen wieder heran und das häßliche Gesicht wieder in erster Reihe.

Talma: „Das Leben weicht doch einmal von uns allen. — Hol' ihn der Teufel! Herr Färber, treten Sie zurück! Verbergen Sie sich hinter den anderen!“

Der Färber: „Das kann ich nicht, sehen Sie, ich bin am besten angezogen.“

Talma: „Geh zum Teufel, Höl! — Ihr lieben Freunde und so weiter.“

Der Färber: „Ich schlage dem Keil den Schädel entzwei!“

Talma (umarmt ihn): „Ich werde Dich hinauswerfen lassen! — Ruhmreicher Tod! Vom Blutgerüste steigen wir zum Himmel!“

Während dieser Scene zerhimmelte das Publikum in Thränen.

Erklärung.

„Herr Doktor, was ist eigentlich Meteorologie?“

„Meteorologie ist, wenn einer sagt, morgen wird's schön Wetter, und nachher regnet's.“

Aus dem Tagebuch der Frau Schulze.

Am 16. November ist mein Mann den 17. November 1/20 Uhr nach Hause gekommen.



Gedächtnis der Tiere.

Als der berühmte, jüngst verstorbene Tierbändiger Martin sich bereits seit mehreren Jahren ins Privatleben zurückgezogen hatte, suchte er eines Tages den Entschluß, keine ehemalige große Menagerie, die er seit fünf Jahren nicht mehr gesehen hatte, zu besuchen. Sie war in Brüssel, und er reiste von seinem Landgute bei Rotterdam dahin. Um vier Uhr, zur Fütterungszeit, betrat er die Menagerie. Es war im Winter. Martin, in seinen Mantel gehüllt, verlor sich in der Menge und wartete, bis man den Tieren ihre Nahrung, welche sie bereits mit wilder Ungeduld erwarteten, austreten werde. In dem Augenblick, als dies geschah, fing er zu husten an. Plötzlich hielten alle Tiere in ihrem Schmauch inne, horchten auf, stießen dann ein wildes Freudengeheul aus und rissen an ihren Eisenketten, daß viele ängstliche Zuschauer aus der Menagerie flüchteten. Die Papageien, die Kängurus, Pelikane und namentlich die Affen fingen an zu schreien und zu kreischen, die Hyänen und die Wölfe heulten, kurz, es war ein Höllenpelel. Da trat Martin vor, gebot zuerst mit einer Handbewegung, dann aber mit seiner mächtigen Stimme Schweigen, und plötzlich war alles still. Er schwang sich über die Barriere, welche die Zuschauer von den Tieren trennte, und steckte seine Hände der Reihe nach in die Käfige, um die Tiere zu liebeholen. Eine mächtige Tigerin vor allen bezeugte eine wahrhaftige Freude. Als die Finger Martins über ihr herrliches Fell hinglitten, da bewegte ein nervöses Zucken ihre Glieder; sie stieß ein schwaches, zärtliches Brächzen aus und legte mit ihrer rauhen Zunge durch die Eisenstäbe hindurch das Gesicht des ehemaligen Besitzers. Als er sich aber entfernte, legte sie sich nieder, ohne die Nahrung weiter zu berühren, die man ihr früher gereicht hatte. Als Martin die Tigerin verlassen hatte, näherte er sich dem Löwen Nero. Von diesem war er einst in die Hüfte gebissen worden und er hatte ihm dafür derbe Streiche gegeben. Der Löwe hatte daher seit jener Zeit einen unerbittlichen Haß gegen den Tierbändiger. Nero hatte keine andere Bewegung bei Martins Antritt in der Menagerie gemacht, als daß er den Kopf in die Höhe hob und auf ihn seine Augen richtete, die in hellem Grün gleich zwei Smaragden in der Sonne erglänzten. Er blieb auf seinem Platz im Hintergrund des Käfigs liegen, als sich Martin ihm näherte. Der Tierbändiger sprach zu ihm und rief ihn. Nero antwortete nicht und betrachtete ihn anscheinend gleichgültig. Als sich aber Martin entfernen wollte, da warf sich der Löwe mit einem mächtigen Satz ganz unvermutet gegen das Gitter, stieß seine Zähne zwischen den Eisenstäben hindurch und zerriß mit seinen Klauen einen Teil von Martins Mantel, welchen er noch erreichte. Nur dank einer raschen Bewegung entging Martin einer neuen Verwundung.



Aus allen Gebieten.

Warum beginnen wir unser Mittagessen mit einer Suppe?

Einige halten den Brauch für ungeeignet, weil so viel flüssige Nahrung die Verdauungskraft schwächen soll und da durch sie der Mageninhalt verdünnt würde. Es ist aber für diese Behauptung bisher nicht möglich gewesen, den geringsten Beweis zu liefern. Vielmehr läßt sich ein solcher zu Gunsten der Suppe anführen. Denn eine Suppe verschwindet fast unmittelbar, nachdem sie in den Magen gekommen, und beeinträchtigt in keiner Weise den Mageninhalt, welcher in seinen Zellen sich angesammelt hat und bereit ist, zur Verdauung mitzuwirken. Die Gewohnheit, das Mittagessen mit einer Suppe zu beginnen, hat ohne Zweifel ihren Ursprung in dem Umstand, daß Nahrung in dieser Form — in der That schon halb verdaut — sofort ins Blut eintritt und reich den Hungerigen stärkt, wenn er nach beträchtlichem Fasten und großer Anstrengung sich mit einem Gefühl der Erschöpfung hinsetzt und seine Hauptmahlzeit einnimmt. In zwei bis drei Minuten, nachdem er einen Teller warme Suppe zu sich genommen, fühlt er, daß seine Erschöpfung schwindet und allmählich einem Grad von Wohlbehagen Platz macht. Manche Leute haben die Gewohnheit, wenn sie erschöpft sind, vor dem Essen ein Glas Brantwein oder dergleichen zu sich zu nehmen, wodurch sie aber gerade den Magen verderben und die Verdauung stören. Die Suppe aber führt sofort einen kleinen Teil der bereits halb verdauten Nahrung in das System ein und gewinnt auf solche Weise an Zeit, welche bei festerer Nahrung den Magen erst zur Verdauung derselben braucht, und ist die Suppe auf solche Weise nicht allein deshalb nützlich, weil sie schneller erfrischt, sondern auch, weil sie den Magen stärkt, um die nachkommenden festeren Nahrungsmittel leichter verdauen zu können.

Silberputzseife.

Zu einer Silberputzseife gibt die „Dtsch.-Amer. Apoth.-Ztg.“ folgende Vorschrift: 20 Kilogramm Kalksöl und 5 Kilogramm Talg (letzterer macht die Seife dicker), 12,5 Kilogramm Natriumcarbonat von 4 Grad Baumé; dies wird kalt zusammengedrückt und wenn Verband entstanden ist werden 10 Kilogramm Kristall soda und 15 Kilogramm Natriumcarbonat von 20 Grad Baumé, 40 Grad Réaumur heiß hinzugegeben. Es entsteht eine leimartige Seife, welcher weiterhin noch 3 Kilogramm pulverisiertes Bleiweiß, 8 Kilogramm Trippel, feinstpulverisiert, sowie 1 Kilogramm Englischrot zugemischt werden.

Bilderätsel.



Auflösung des Scherzrebus Seite 536:

Eine Sache, die allem Anschein nach aus der Luft gegriffen ist.

Rechen-Aufgabe.

Man zerlege die Zahl 45 in 4 solche Teile, daß — wenn zu dem ersten Teil 2 addiert, vom zweiten 2 subtrahiert, der dritte mit 2 multipliziert und der vierte mit 2 dividiert wird — die Summe der Addition, der Rest der Subtraktion, das Produkt der Multiplikation und der Quotient der Division die gleiche Zahl ergeben.

Auflösung der dreißigsten Charade Seite 536:

Morgenrot.

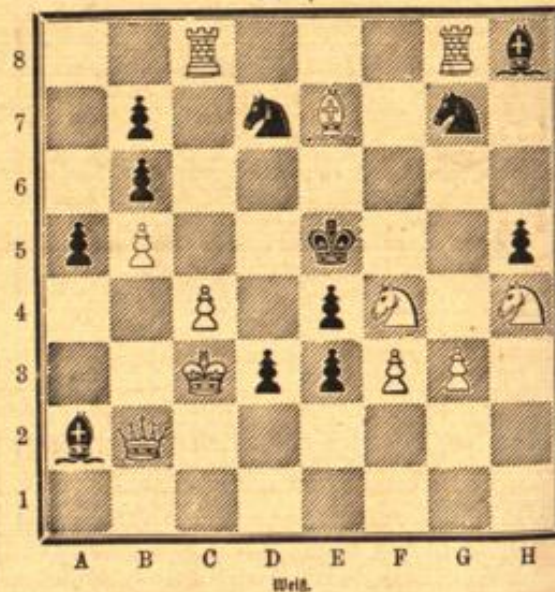
Schach.

(Abgedruckt von Jean Dufresne.)

Aufgabe Nr. 12.

Von J. Wagner.

2. Zug.



Weiß zieht und setzt mit dem zweiten Zuge Matt.

Auflösung der Schach-Aufgabe Nr. 10 Seite 464:

Weiß.

Schwarz.

- 1) D. H. 2 — C 7.
- 2) D. T. 6. oder Q. Matt.

1) Beliebig.

He-	von	him-	ben	weit	lhr	nacht	euch
meiß-	bro-	be-	daß	und	weint	und	o
lth-	ßich	an-	den	him-	ter	auch	die
gen	an-	ten	mei-	le	durch	le	wel-
het-	trund	dehnt	meiß-	auch	in	u-	ten
gen	fal-	ne	gold-	nen	hee-	het	hee-
jit-	nen-	bro-	le	mei-	ne	fun-	bet-
ben	hee-	ten	thru-	ne	flie-	ne	mai-

A detailed illustration of a cherub with wings, sitting in a high-backed armchair and writing on a piece of paper on a small desk. On the desk is a lit candle in a holder, a small bottle, and a book with a ribbon bookmark. The scene is set on a circular rug.

Streute der Nainwind über mein Haus
Blute, ergötzte Blumen aus,
Schant' ich kunnend und frug: „Oho,
Woher des Wegs?“ — „Aus Mexiko.“
„Gi.“ sagt' ich, im Haktweg, mein Beher,
Dank schon der freundlichen Namenswieser.

Kleinste Inseraten-Annahme bei Rudolf Mosse
Annahme von **Reklamen**
 für sämtliche Zeitungen Deutsch-
 lands u. d. Auslandes.
 in Berlin, Breslau, Chemnitz, Dresden, Frankfurt
 a. M., Köln a. Rh., Leipzig, London, Magdeburg, München,
 Stuttgart, Wien, Zürich.

Insertions-Gedächtnis
für die
fünfgespaltene Monopartite-
Seite
1 M. Reichsmährung.
a. M., Halle a. S., Ham-
burch, Nürnberg, Prag.

[S]	pharmaceutischer	[S]
Fabrik	Bestes Eisenmittel gegen Blutarth, Bleichsucht etc. 1 Dose 250 Pillen M. 1.50.	Spezialiten.
	Eisenmagnesiapillen	
	haben in allen renom. Apotheken. W. Kirchmann, Apotheker. Ottensen - Hamburg.	
[S]		[S]

Das Original-

Creolin



vorher allein zahlreiche wissenschaftliche Publikationen erschienen, ist in jeder Beziehung das geeignetste Desinficiens im Krankenzimmer. — Eine fortgesetzte Anwendung erhöht die Ausbreitung ansteckender Krankheiten durch Vernichtung der Ursache. — An jeder unserer plombrirten unetikettirten Flaschen (50 Pf.) befinden sich genaue Anleitungen.

William Pearson & Co., Hamburg

 **Uhren-Fabrik E. Naumann, Reibitz, Schnitzplatz 6, ver. franco k. nord. Einl. d. Kaiserl. Russ. Regulateur mit Schlagwerk, Nr. 1. A 25. — Nr. 2. A 21. — Preis-Courant gratis.**

Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart.

M e r l i n.

Ein Viedererflux mit einem Anhang von J. G. Fischer.

in gebunden mit Goldschnitt. Preis A 5. —

— Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Photographische Apparate!

Komplet von 50 Art. (sein Spielzeug) verlust. Katalog gratis u. franko.

Hol. Sadye & Cie.

Reliefs-Photoplatenfabrik Deutschlands.

Berlin k. Winterstr. 88.

Trunksucht

Ich durch mein vorzügliches Mittel undere auf Verlangen unjense gerichtlich geprüfte und ebidl erödetete Zeugnisse.

Inhold Retalaz, Fabrikant in Dresden 10.

Stottern
heilt gründlich die seit 27 Jahren
bestehende **Denhardt'sche Anstalt**
in **Burgsteinfurt, Westfalen**. Pros-
pect gratis. Honorar nach Heilung.

Van Houten's Cacao.

Beste — Im Gebrauch billigster.

Ueberall zu haben in Büchsen à
Rm. 3.30, Rm. 1.80, Rm. 0.95.

Gerolsteiner Sprudel.

Natürliches Mineralwasser mit
eigener vollständig reiner
Kohlensäure liefert ein kry-
stallhelles, äußerst erfrischen-
des Tafelgetränk. Aerztlicher-
seits auch als ein wirksames
Mittel gegen Magensäure und



zur Beförderung der Ver-
dauung bestens empfohlen.
Untersucht durch die Herren
Geh. Hofrat Dr. R. Fre-
senius, Wiesbaden und
Dr. Treumann, Han-
nover.

Gerolstein, Kreis Daun,
Pr. Rhein-Provinz.

Die Stiftung von Zimmermann'sche Naturheilkunst

bei Chemnitz, in reisender Lage. Anwendung der physikalisch-diätetischen
Heilmethode. Ausserordentliche Erfolge bei Magen-, Lungen-, Herz-,
Nerven-, Unterleibs-, Frauenkrankh., Fettleucht, Gicht, Zuckerkrankh. u. s. w.,
Sommer- u. Winterkuren. Prospekt mit Beschreibung der Methode gratis
durch die Direktion, sowie durch die Filialen der Firma Rudolf Mosse.

Naturrichtigste (Magenleidenden) Wiederherstellung.

Die nach vielfachen Verhandlungen mit den ersten deutschen Professoren der Medizin
auch die schädlichen, controlfreien, dem Organismus unentbehrlichen Stoffen hergestellten
möglichst reinen Präparaten.

Magenheil,

wodurch den über 30 Jahre mit quälenden brennenden Magenschmerzen befallenen, erglänzen
dem Magen durch feine, Salze, Brech-, Purgirmittel entzogen, oder durch Verabreichung
von Speisen nicht erzielte Verdauungsstoffe so, daß Appetit sofort eintritt und der ver-
derbte Magen zu verdauen zu beginnen ist.

Gegen Krankheit wird Magenheil nicht empfohlen, da die sofortige dauernde Wirkung
klar zeigt, daß der Magen bei 99% Leiden seiner Heilung, sondern Inaktivitätsbesserung
bedarf.

Der normale Magen läßt vor Kaffee und Branntwein, weil kräftiger Verdauungs-
saft alles in grünen Nährstoff zerlegt, während schwache Verdauung jeder Anstrengung
erliegt, das Blut durch krankhafte Salze teilweise verunreinigt, Speisen verdirbt und die
unentbehrlichsten Mineralien nicht ersetzt. Daher ist gesunde Verdauungsstärke, die
Wirkung, Gesundheit, Kraft und Lebensfreude, nicht zu erlangen.

Prospekt gegen 3 Pf. Karte franco gratis — à Dose 1.50 nur durch

Heinr. Senf, Droguist Köln, 23 Rheingasse 23.

Bei mindestens 3 Dosen exkl. Nachnahmegebühr für ganz Deutschland franco.

Ueberall zu haben ist:

LIEBIG Company's
Fleisch-Extract
Nur echt wenn jeder Topf
den Namenszug **Liebig**
in **BLAUER FARBE** trägt.



Wichtige Erfindung für die
= Augen! =
Rodenstock's
neue verbesserte
Augengläser
mit Diaphragma,

welche die bedeutendste Vervollkommenung und wissenschaftlich richtige Aus-
führung dieses hochwichtigen Hilfsmittels repräsentieren, sind das Beste, was
es zum Sehen und Erhaltung der Augen gibt. Wer gut sehen und seine
Augen schonen will, wähle wenn kurzsichtig und nicht gut in der Ferne, oder
weitsichtig und nicht gut in der Nähe zum Lesen und dgl. gesehen wird oder
dessen Augen zu rasch ermüden etc., diese neuen besseren Gläser.

Diese unter ständiger Kontrolle des Erfinders derselben und anderer Augen-
Apparate des Physikers Josef Rodenstock gefertigten verbesserten Brillen und
Pincenez sind durch die autorisierten Verkaufsstellen der meisten Hauptstädte zu
beziehen und direkt zu Originalpreisen von der Hauptdetail-Abgabestelle,
dem Spezial-Institute für wissenschaftlich richtige Augengläser

Optisch-oculistische Anstalt in München, Karlsthor 8.
Ausführliche Beschreibung mit Anerkennungen aus allen Welttheilen, ebenso
Preisliste und leicht verständliche Anleitung zur schriftlichen Bestellung gratis
und franco. Niemand, der irgend welche Abgänge am Sehvermögen hat, ver-
säume, sich diese zu seiner Information kommen zu lassen.

Optische Anstalt G. Rodenstock, Hoflieferant,
München.

Warnung! Da sehr oft die fehlerhaftesten Imitationen unter
Missbrauch unseres Namens als echte Rodenstock'sche
Gläser ausgegeben werden, möge man im Zweifelsfall durch
Anfrage bei uns sich über die Originalität vergewissern.



Viele
Neuheiten
in Schuss- Lieb-
Stich-Waffen.

Preisliste gratis.

Hippolit Mehles, Waffenfabrik
Berlin W., Friedrichstrasse 159.

Ersparnisse

machen diejenigen Damen, welche vor Beginn
größerer Arbeiten Muster meiner Spezialität:
Strickwollen, Rock- u. Decken-Wollen,
aus engl. Kammgarn, Zephyr u. Kameel-
haar, meine absolut echtfarbigen Baumwoll-
garne Häbelgarne mit genau pass. Kongress-
stoff „Hoffmanns Goldetikett“ u. s. w. ver-
langen. Tausende intelligenter Hausfrauen
rühmen die gebotene Auswahl, die Solidität
und Billigkeit meiner Erzeugnisse.

Paul Hoffmann, Ruhrort a/Rh.

Auflage 552,000; das verbreitetste
aller deutschen Bücher überhaupt;
anhandelt die verschiedensten Gegenstände
in zwölf fremden Sprachen.



Die Frauenwelt.
Illustrirte Zeitung
für Toilette und
Handarbeiten. Wo-
natürlich zwei Num-
mern. Preis vier-
teljährlich 24, 1.25
— 75 Pf. 3. Viertel
erscheint:
24 Nummern mit Toi-
letten und Hand-
arbeiten, enthaltend
gegen 2000 Abbil-
dungen mit Be-
schreibung, welche
das ganze Gebiet
der Garderobe und Heimische für Damen,
Mädchen und Knaben, wie für das jünger-
e Kindalter umfassen, ebenso die Heimische
für Herren und die Bett- und Tischwäsche u.
wie die Handarbeiten in ihrem ganzen Um-
fange.

12 Beilagen mit etwa 200 Schnittmustern für
alle Gegenstände der Garderobe und etwa
400 Muster-Verzeichnungen für Weiß- und
Buntstickerei, Namens-Überrufen u.
Abonnements werden jederzeit angenommen bei
allen Buchhandlungen und Postanstalten. —
Probe-Nummern gratis und franco durch die
Expedition, Berlin W., Potsdamer Str. 33;
Wien I., Dorotheergasse 2.

CACAO-VERO.

entölt, leicht löslicher
Cacao.

Unter diesem Handelsnamen empfeh-
len wir einen in Wohlgeschmack, hoher
Nährkraft, leichter Verdaulichkeit und
der Möglichkeit schnellster Zubereit-
ung (ein Aufguss kochenden Wassers
ergibt sogleich das fertige Getränk) un-
übertreffl. Cacao.

Preis per 1/2 1/2 1/4 = Pfd.-Dose

850 800 150 75 Pfennige.

HARTWIG & VOGEL Dresden

Aachener Badeöfen für Gas.

Liefern sofort heisses Wasser.
Ueberraschend schnelle Erwärmung eines
Bades bei 0.7 cbm. Gasverbrauch.

6 goldene und
silb. Medaillen.

6000 Stück in Betrieb.

Regenerativ-Gasheizöfen.

mit Abführung der Heizgase, für Salons, Wohn-,
Schlaf- u. Krankenzimmer, grosse Säle, Kirchen.

84% Nutzeffekt.

Wärmeproduktion.

6000 Francs Prämie
von der Stadt Brüssel für besten Gasofen.

J.G. Houben Sohn Carl, Aachen.

Referenz: Jede Gasanstalt.

Establiert Julius Gertig, 1843.

Fonds- u. Lotteriegeschäft.

Badeanstalt, 2 Brauereien, grüster Volks-
kaffee, Hamburg, Casper Hamb. Platz.

Referenz: die Hamb. Börse seit 1843.

Devise: „Und wiederum hat man bei
Gertig Glück.“ — Prospekt gratis und
franko. Gewinnzahlung in bar, nicht
in Loten! — Keine Börsenspekulation.
Gewinnresultate 1883 und 1889 bril-
lant! — Correspondenz: Englisch, Fran-
zösisch, Dänisch, Schwedisch.

Man verlange gegen vor-
herige Einsendung von
50 Pf. in Marken aller
Länder, illust. Preis-
liste über Prachtfinken,
zahme, sprechende Pa-
pagaen, Affen, Geweihe,
sowie Möbel aus Ge-
weiden. Grösste Aus-
wahl zu Geschenken passend für Thier-
und Naturalienliebhaber.

H. Kumas, Weltversandgeschäft,
Warmbrunn I. Schl.

Enthaarung.

Mundellus'sches Decrinatorium.

Unschädlich. Mittel, um die so verunsichernden
Arm- und Gesichtshaare bei Damen spürlos
schnell u. ganz schmerzlos zu entfernen. Fl. 3. A.
Apoth. Mundellus, Berlin, Lützenstr. 19.

Man verlange gegen vor-
herige Einsendung von
50 Pf. in Marken aller
Länder, illust. Preis-
liste über Prachtfinken,
zahme, sprechende Pa-
pagaen, Affen, Geweihe,
sowie Möbel aus Ge-
weiden. Grösste Aus-
wahl zu Geschenken passend für Thier-
und Naturalienliebhaber.

H. Kumas, Weltversandgeschäft,
Warmbrunn I. Schl.

Enthaarung.

Mundellus'sches Decrinatorium.

Unschädlich. Mittel, um die so verunsichernden
Arm- und Gesichtshaare bei Damen spürlos
schnell u. ganz schmerzlos zu entfernen. Fl. 3. A.
Apoth. Mundellus, Berlin, Lützenstr. 19.

Man verlange gegen vor-
herige Einsendung von
50 Pf. in Marken aller
Länder, illust. Preis-
liste über Prachtfinken,
zahme, sprechende Pa-
pagaen, Affen, Geweihe,
sowie Möbel aus Ge-
weiden. Grösste Aus-
wahl zu Geschenken passend für Thier-
und Naturalienliebhaber.

H. Kumas, Weltversandgeschäft,
Warmbrunn I. Schl.

Enthaarung.

Mundellus'sches Decrinatorium.

Unschädlich. Mittel, um die so verunsichernden
Arm- und Gesichtshaare bei Damen spürlos
schnell u. ganz schmerzlos zu entfernen. Fl. 3. A.
Apoth. Mundellus, Berlin, Lützenstr. 19.

Man verlange gegen vor-
herige Einsendung von
50 Pf. in Marken aller
Länder, illust. Preis-
liste über Prachtfinken,
zahme, sprechende Pa-
pagaen, Affen, Geweihe,
sowie Möbel aus Ge-
weiden. Grösste Aus-
wahl zu Geschenken passend für Thier-
und Naturalienliebhaber.

H. Kumas, Weltversandgeschäft,
Warmbrunn I. Schl.

Enthaarung.

Mundellus'sches Decrinatorium.

Feines Tafelgeflügel „Monopole Hongrois“

(naturell milchgemästet oder getrüffelt)

solche ungarische Legehühner u. Zuchthühner wegen

ihre vorzüglichen, auf erhöhte Eierproduktion gerichteten Eigenschaften:

„Die Perlen des ungarischen Tieflandes“ genannt, liefert als Spezialität
von einem Hofhofen aufwärts bis zu ganzen Wagenladungen unter Garantie für
lebende Ankunft die besten Gemische

Ungarische Hühnerzucht des

Victor Haydecker in Püspök-Ladány, Ungarn.

Preise der Stück offerirt freibleibend überallhin franco, postfrei und emballirt.

Poularden (getrüffelt, mit jungem hartem Fleisch) pr. St. 2.20

Poularden (ungetrüffelt, mit jungem hartem Fleisch) pr. St. 2.20

Poulets (18-er Brut, äußerst hartes Fleisch, nicht unter 6 Stück pr. St. 1.30

Masthühner (gutgemästete Exportware) pr. St. 1.30

Jungenten (auf das Fleisch gemästet, mit mäßigem Fettgehalt) pr. St. 4.52

Jungenten (auf das Fleisch gemästet) pr. St. 2.20

1888er ausgegebene Legehühner und Zuchthühner (Perlen des ungarischen Tieflandes) pr. St. 2.20

1889er ausgegebene Legehühner mit goldenen Eiern pr. St. 2.20

1889er ausgegebene Legehühner (in 3 Monaten gelegt) pr. St. 1.10

1889er Küken (3 Monate alt, kräftige jugendliche Tiere) pr. St. 0.90

1889er Zuchtgänse (Fleischer Art, reines Fleisch) pr. St. 5.00

1889er Zuchtenten (Küken-Brutungen) pr. St. 2.10

Eine Probeforderung enthaltend: eine Ente (getrüffelt), ein Poulard

(getrüffelt) und ein Poulard (ungetrüffelt) mit nur jungem hartem Fleisch oder

ein ungarischer Zuchthahn samt den dazu passenden zwei Legehühnern (von den

Perlen des ungarischen Tieflandes) wird für 6.50 überallhin nach Deutschland franco,

postfrei und emballirt unter Garantie für lebende Ankunft verschickt.

Es liegt in jedermanns Interesse, der Bedarf in ob-
gen Artikeln hat, sich die ausserordentlich reichhaltige
Kollektion der

Lüner Buxkin-Manufaktur

N. Meyer jr., Lünen a. d. Lippe

die sämtliche Genres — von billigsten Artikeln bis zu hochfeinen No-
veautés — enthält, zu verschreiben.

„Realste Bedienung“ — „mustergetreue Lieferung“ — „wirkliche
Engros-Preise“ selbst bei Bezug des kleinsten Masses. — Diese Grund-
sätze haben der Firma einen grossen Kundenkreis gesichert, und bei Bedarf
sollte jedermann zur Wahrnehmung seines Vorteils mit derselben anknüpfen.

Vorteilhafteste Bezugsquelle für Wiederverkäufer, Kollektionen in Diensten.

Musterversand franco gegen franko.

Warenversand unter Nachnahme oder vorherige Kasse ab 20 M. Franko-Lieferung.

—> Solide, doppelt breite Buxkins von 2.30 und höher. —<

geschlossenen

„Stock-Pfeife.“

D. R.-Patent No. 23772.

Praktische Erfindung für Touristen, Turner, Kegelbrüder etc.,
sowie alle Freunde des Rauchens.

Sich in der freien Natur ergehen zu können und im Spazierstock die liebe lange
Pfeife mit sich zu führen, ist wohl für jeden Pfeifenraucher der höchste Genuss, zumal
der Gehstock, auch nachdem man ihm die Pfeife entnommen, immer noch ein eleganter
Spazierstock bleibt. Die Stockpfeife ist dauerhaft, solid und geschmackvoll gearbeitet,
so dass Beides, Stock wie Pfeife, nie unbrauchbar oder unansehnlich werden. Aus
der Pfeife kann ferner wie grobgeschüttelter Tabak geraucht werden, auch ist der
Tabakschmutz bequem zu entfernen.

Preis M. 5.—, gegen Einsendung oder

Nachnahme.

Chr. Hagenmüller,
Saalfeld a. Saale.

geöffnet

Bewährtestes Mittel gegen Kopfschmerzen,
Migräne, Neuralgische Schmerzen,
Rheumatismen, Keuchhusten u. A.

Dosis nach ärztlicher Verordnung.

(Für Erwachsene in der Regel 1—2 Gramm.)

ist Dr. Knorr's Antipyrin

zu haben in allen Apotheken; Man verlange ausdrücklich

„Dr. Knorr's Antipyrin“. Jede Original-Büchse trägt

den Namenszug des Erfinders „Dr. Knorr“ in rotem Druck.

Bestes Putzmittel

der Welt!

Universal-METALL-PUTZ-POMME

ADALBERT VOGT & CO.

BERLIN

FRIEDRICHSDORF

Ueberall vorrätig.

Man achte genau auf unsere Firma

und Schutzmarke!

Spezialarzt Dr. med. Meyer

Berlin, Leipzigerstrasse 91.

heilt brieflich alle Arten Frauen- und Kind-
krankheiten, Rheumatische, selbst in den hart-
näckigsten Fällen mit sicherem Erfolge.

Prof. Dr. med. Meyer

Rodm.-blät. Genusmittel
gegen Rheumatis-
mus von L. Pietsch.
Dresden - Blasewitz,
Wienstr. 44, Verlanthg.
u. Laboratorium,
benutzt spezifisch u. hohen
Entwicklung u. Gene-
sierung voller Form
und Schönheit der Haut.
D. Carton 10 Mark. Gegen
Einsendung des Betrag
oder Nachnahme, auch post-
lagernd unter Chiff. 1000

Rühre in der Gebrauchsanw., Diskretion geachtet.